

Werner Wilhelm Schnabel

**Nichtakademisches Dichten im 17. Jahrhundert**

# Frühe Neuzeit

---

Studien und Dokumente zur deutschen Literatur und  
Kultur im europäischen Kontext

Herausgegeben von  
Achim Aurnhammer, Wilhelm Kühlmann,  
Jan-Dirk Müller, Martin Mulsow und Friedrich Vollhardt

**Band 212**

Werner Wilhelm Schnabel

# **Nichtakademisches Dichten im 17. Jahrhundert**

---

Wilhelm Weber, „Teutscher Poet vnd Spruchspracher“  
in Nürnberg

**DE GRUYTER**

ISBN 978-3-11-049448-8

e-ISBN (PDF) 978-3-11-049282-8

e-ISBN (EPUB) 978-3-11-049172-2

ISSN 0934-5531

**Library of Congress Cataloging-in-Publication Data**

A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2017 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck: CPI books GmbH, Leck

☺ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

[www.degruyter.com](http://www.degruyter.com)

# Inhaltsverzeichnis

Vorbemerkung — XI

## Wilhelm Weber – Leben, Wirken, Wahrnehmung

- 1      Literatur nichtakademischer Milieus – einige Vorüberlegungen — 3**
  
- 2      Zur Biographie und sozialen Verortung — 11**
  - 2.1      Die Familie — 14
  - 2.1.1      Barthel Weber — 14
  - 2.1.2      Hans I. Weber — 18
  - 2.2      Jugend und Bildungsgang — 24
  - 2.2.1      Schulbildung — 24
  - 2.2.2      Lektüren und Anregungen — 28
  - 2.3      Wirtschaftliche und literarische Tätigkeitsbereiche — 40
  - 2.3.1      Lebensverhältnisse — 40
  - 2.3.2      Das Spruchsprecheramt — 48
  - 2.3.3      Auftritte und ihre Anlässe — 57
  - 2.3.4      Handschriftliche Verbreitung von Gelegenheitsdichtungen — 67
  - 2.3.5      Druckschriftenverlag — 72
  - 2.3.6      Kontrolle und Restriktion — 80
  - 2.4      Dichterexistenz und Selbstinszenierung — 84
  - 2.4.1      Arbeit am Text — 85
  - 2.4.2      Publikumsschichten und Konkurrenzen — 89
  - 2.4.3      Selbstbezeichnungen — 96
  - 2.4.4      Akademische Deposition — 99
  - 2.4.5      Dichterkrönung — 101
  - 2.4.6      Porträts — 105
  - 2.4.7      Selbstbehauptung des kleinbürgerlichen Berufsdichters — 115
  - 2.4.8      Tod und unmittelbares Nachleben — 118
  
- 3      Die Dichtungen — 120**
  - 3.1      Signierung und Redeinstanz — 120
  - 3.2      Gattungen, Themen, Stoffe — 126
  - 3.2.1      Textauszeichnung und Gattungszugehörigkeit — 126
  - 3.2.2      Gelegenheiten und Adressaten — 128
  - 3.2.3      Themenfelder und Stoffe — 131
  - 3.2.4      Spruchtypen und Inszenierungsformen — 137

- (a) Neujahrssprüche 137. – (b) Lobsprüche 146. – (c) Leichsprüche 154. – (d) Mahnsprüche 157. – (e) Historische Sprüche 159. – (f) Schwanksprüche 160. – (g) Andere Inszenierungsformen 161.
- 3.3 Stilistische und strukturelle Faktoren — **169**
- 3.4 Metrische Spielräume — **179**
- 3.5 Adaption von Vorlagen — **183**
- 3.6 Bildbeigaben und Text-Bild-Relationen — **191**
- 3.7 Erfahrungs- und Werthorizonte — **196**
  
- 4 Aspekte der Wahrnehmungs- und Bewertungsgeschichte — 205**
- 4.1 Rezeptionsmuster im 17. und frühen 18. Jahrhundert — **209**
- 4.1.1 Produktivrezepion — **209**
- 4.1.2 Ausgrenzungsbemühungen — **212**
- 4.1.3 Sachliches Interesse — **219**
- 4.2 Rezeptionsmuster vom späten 18. Jahrhundert bis heute — **225**
- 4.2.1 Lokalgeschichtliche Zugänge — **225**
- 4.2.2 Folkloristische Materialsammlung — **228**
- 4.2.3 Tendenzen — **233**

## **Edition der Werke Wilhelm Webers**

- 1 Die Überlieferung der Weberschen Dichtungen — 241**
- 1.1 Handschriften — **241**
- 1.1.1 Einzelhandschriften — **243**
- 1.1.2 Sammelhandschriften von Weberiana — **244**
- 1.1.3 Handwerksbücher und Dokumentensammlungen — **246**
- 1.1.4 Chronistik — **248**
- 1.2 Drucke — **249**
- 1.2.1 Einblattdrucke — **250**
- 1.2.2 Flugschriften — **251**
  
- 2 Editorische Hinweise — 254**
- 2.1 Textanordnung — **254**
- 2.2 Textwiedergabe — **255**
- 2.3 Apparate — **259**
- 2.4 Erschließungshilfen — **262**

## A Signierte Texte

- A1 Lob der Hochzeitlader und Leidbitter (1619) — **265**
- A1a \**Der Umzug der Schweinemetzger* (1624) — **273**
- A2 \**Neujahrswunsch auf das Jahr 1632* — **273**
- A3 Supplikation aus der Untersuchungshaft (1632) — **274**
- A4 Lob der Wundärzte und Barbieri (1632) — **280**
- A5 \**Neujahrswunsch auf das Jahr 1635* — **293**
- A6 Des armen Mannes Klage (1636) — **293**
- A7 Neujahrswunsch auf das Jahr 1637 — **296**
- A8 Die Deposition in Altdorf (1636/37) — **300**
- A9 Die Trauerfeier für Andreas Imhoff (1637) — **319**
- A10 \**Alexander der Große vor Jerusalem* (1631/37) — **331**
- A11 \**Die Bekehrung Ninives* (spätestens 1637) — **332**
- A12 \**Der Suppenstudent* (spätestens 1637) — **332**
- A13 Das verderbte Deutschland (spätestens 1637) — **333**
- A14 Der jetzige Zustand Deutschlands (spätestens 1637) — **345**
- A15 Untertänige Ersuchung (1637) — **349**
- A16 Anbindspruch (1638) — **354**
- A17 Die Akademische Jahrfeier in Altdorf (1638) — **358**
- A18 Neujahrswunsch auf das Jahr 1639 — **365**
- A19 Die 24 Buchstaben (1639) — **370**
- A20 Die Trauerfeier für Markgräfin Sophia von Brandenburg-Ansbach (1639) — **374**
- A21 Neujahrswunsch auf das Jahr 1640 — **388**
- A22 Neujahrswunsch auf das Jahr 1641 — **396**
- A23 Das menschliche Leben (1641) — **403**
- A24 Kirchweih und Kirchweihschießen in Kraftshof (1641) — **408**
- A25 Neujahrswunsch auf das Jahr 1642 — **430**
- A26 Neujahrswunsch auf das Jahr 1643 — **436**
- A27 Das Schießen und die neue Schlaguhr auf dem Johannisser Schießhaus (1643) — **442**
- A28 Neujahrswunsch auf das Jahr 1644 — **460**
- A29 Neujahrswunsch auf das Jahr 1645 — **466**
- A30 Neujahrswunsch auf das Jahr 1646 — **473**
- A31 Neujahrswunsch auf das Jahr 1647 — **478**
- A32 Die Porträtgalerie im Johannisser Schießhaus (1647) — **484**
- A33 Der Herrenschießgraben (1647) — **494**
- A34 Neujahrswunsch auf das Jahr 1648 — **507**
- A35 Neujahrswunsch auf das Jahr 1649 — **513**

- A36 Der Umzug der Müller und Bäcker (1649) — **519**  
A37 Neujahrswunsch auf das Jahr 1650 — **528**  
A38 Wecker oder Trost eines armen Sünders vor Gott (1650) — **534**  
A39 Neujahrswunsch auf das Jahr 1651 — **537**  
A40 Lob des Gastgewerbes (ab 1651) — **543**  
A41 Neujahrswunsch auf das Jahr 1652 — **550**  
A42 Neujahrswunsch auf das Jahr 1653 — **557**  
A43 Neujahrswunsch auf das Jahr 1655 — **563**  
A44 *\*Neujahrswunsch auf das Jahr 1656* — **570**  
A45 Neujahrswunsch auf das Jahr 1657 — **571**  
A46 Lob der Kammacher (1657) — **577**  
A47 Neujahrswunsch auf das Jahr 1658 — **584**  
A48 Lob der Zimmerleute (spätestens 1658) — **590**  
A49 *\*Neujahrswunsch auf das Jahr 1659* — **604**  
A50 Neujahrswunsch auf das Jahr 1660 — **605**  
A51 Neujahrswunsch auf das Jahr 1661 — **611**  
A52 Lebenslauf (1661) — **618**  
A53 Der Schöne Brunnen (o.J.) — **621**  
A54 Der Überfall (o.J.) — **636**  
A55 Die Hochzeitsfeier (o.J.) — **638**

## **B Zugeschriebene Texte**

- B1 Geld regiert die Welt (1) — **641**  
B2 Geld regiert die Welt (2) — **642**  
B3 Aufruf zur Umkehr — **646**  
B4 Patientia vincit omnia — **650**  
B5 Neujahrswunsch — **651**

## **C Literarisches Nachleben**

- C1 Lebenslauf und Neujahrswunsch auf das Jahr 1662 — **657**  
C2 Christian Weise: Zweifache Poetenzunft (1683) — **660**

## Quellen- und Literaturverzeichnis

- 1 **Ungedruckte Quellen — 665**
- 2 **Gedruckte Quellen — 669**
  - 2.1 Einblattdrucke und Flugschriften — **669**
  - 2.2 Sonstige gedruckte Quellen — **672**
- 3 **Sekundärliteratur — 684**
- 4 **Siglen- und Abkürzungsverzeichnis — 723**
- 5 **Abbildungsnachweis — 724**

## Indices

- 1 **Initien — 727**
- 2 **Literarische Quellen — 729**
- 3 **Personen, Orte, Sachen — 734**
- 4 **Bildmotive — 745**



# Vorbemerkung

Ein Bauer geb nit ein Wurst vmb aller gelehrten Kunst.  
(*Lehmann, Florilegium politicum, 1662, S. 606*)

Dass es in der Gesellschaft unterschiedliche Vorstellungen von Wert und Nutzen mancher Tätigkeitsbereiche gab und gibt, ist keine neue Erkenntnis. Auffällig ist allerdings der Umstand, dass die konkurrierenden Sichtweisen in der historischen Rückschau oft nicht als alternative Beurteilungssysteme wahrgenommen werden. Vielmehr kann sich ein bestimmter Blickwinkel in der Regel als ‚herrschender‘ etablieren, der die ‚unterlegenen‘ Positionen nachträglich marginalisiert. Dieser Sachverhalt ist gerade in der Literaturgeschichtsschreibung mit ihren ästhetischen und inhaltlichen Kanonisierungstendenzen evident; einer sachgerechten, historisierenden Darstellung, die Geschichte nicht nur als ‚Vorgeschichte‘ des Heutigen, als linearen, auf die Gegenwart bezogenen Prozess versteht, wird dies aber nur unzureichend gerecht.

Auch für die Frühe Neuzeit erscheint es deshalb wichtig, das literarische Leben mit einer breiteren Optik wahrzunehmen als nur unter dem Blickwinkel der Gelehrtendichtung, der Opitzianischen Reform und ihrer Folgen. Literaturhistoriographie hat neben dem kanonisierten ‚Mainstream‘ auch die Literaturproduktion zu berücksichtigen, die man im Rückblick allzu gerne und allzu leicht als „epigonal“ oder „rückschrittlich“ abwertet. Diese hat nicht minder die Bedürfnisse ihres Publikums befriedigt und beileibe nicht nur in ‚unterbürgerlichen‘ und ‚bildungsfernen‘ Milieus eine bemerkenswerte Popularität erreicht. Dafür gilt es allerdings zunächst einmal, historische Quellenbestände zu sichern, aufzubereiten und der Forschung zur Verfügung zu stellen. Die vorliegende Untersuchung und Edition bemüht sich, dazu einen kleinen Baustein zu liefern.

Das vorliegende Buch ist im Rahmen eines größer angelegten Forschungsvorhabens entstanden. Mit dem Titel „Literarischer Untergrund“ spielt dieses Projekt nicht zufällig auf ein überaus anregendes Buch von Peter Rühmkorf (1929–2008) an, das sich in den späten 60er Jahren des letzten Jahrhunderts mit der sublitterarischen Textproduktion bildungsferner Schichten beschäftigt hat. Dass diese angeblich durch Subversivität und Negation geprägt sei, war ein Resümee, das in ‚bewegter Zeit‘ nicht zuletzt der politischen Polemik diente und angesichts des propagandistischen Impetus des Sammlers und Interpreten auch so wahrgenommen wurde. Weiterführend als derlei zeitverhaftete ‚Gegenkultur‘-Konzepte, die in ihrem Binarismus ohnehin problematisch sind, war aber zweifellos der Ansatz, auch die literarischen Verlautbarungen von Milieus ernst zu nehmen, die nicht in das ‚literarische Feld‘ gehörten, das von der literarischen Avantgarde und ihrer – aus welchen Gründen auch immer – kanonisierten Literatur definiert wird. Die Beschäftigung mit einem seinerzeit durchaus populären, heute aber

weithin unbekanntem Autor aus nichtakademischem Milieu, dessen Dichtungen vergleichsweise gut überliefert und dessen Lebensumstände durch archivalische Quellen rekonstruierbar waren, bot sich hier an. Sie lenkt die Aufmerksamkeit auf einen Bereich des literarischen Lebens, der ganz andere Konturen aufweist als die mittlerweile gut untersuchten Spielräume der Gelehrtenichtung.

Dankbar ist der Vf. für die freundliche Unterstützung, die er von zahlreichen Seiten erfahren hat. Über mehrere Jahre hinweg ist das Projekt von der Fritz-Thyssen-Stiftung auf großzügige Weise gefördert worden, ehe es wegen beruflicher Verpflichtungen zeitweilig zurücktreten musste. Bei den nicht ganz einfachen bibliographischen Recherchen, bei Hinweisen auf abgelegene Quellenbestände, bei Fragen nach speziellem Hintergrundwissen aus Nachbardisziplinen oder organisatorischen Hürden konnte stets auf die Hilfe von Kollegen aus unterschiedlichen Institutionen zurückgegriffen werden. Namentlich seien neben den Mitarbeitern zahlreicher Bibliotheken und Archive herausgehoben Solveig Draheim (Auktionshaus Reiss & Reiss, Königstein/Ts.), Dr. Silvia Glaser (Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg), Prof. Dr. Otto Holzapfel (Deutsches Volksliedarchiv, Freiburg/Br.), StD Willi Lobenwein (Nürnberg), Dr. Lutz Mahnke (Ratsschulbibliothek Zwickau), Prof. Dr. Dietz-Rüdiger Moser † (Ludwig-Maximilians-Universität München), Annemarie B. Müller M.A. (Landeskirchliches Archiv der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern), Dr. Michaela Neubert (Institut für Hochschulkunde an der Universität Würzburg), Prof. Dr. Dirk Niefanger (Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg), Dr. Christine Sauer (Stadtbibliothek Nürnberg), Kerstin Schellbach (Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden), Eugen Schöler (Schwabach), Dr. Hans-Walter Stork (Staats- und Universitätsbibliothek Carl von Ossietzky, Hamburg), Prof. Dr. Werner Taegert (ehemals Staatsbibliothek Bamberg), Dr. Karin Tebbe (ehemals Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg), Prof. Dr. Theodor Verwey (Münster), Dr. Manfred Welker (ehemals Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg) und Dr. Johannes Willers (ehemals Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg). Ihnen allen sei für ihre kollegialen Hilfestellungen nachdrücklich gedankt. Nicht geringerer Dank gebührt schließlich der Friedrich Freiherr von Haller'schen Forschungsstiftung in Nürnberg, die die Drucklegung dieses Buches ermöglicht hat.

---

## **Wilhelm Weber – Leben, Wirken, Wahrnehmung**



# 1 Literatur nichtakademischer Milieus – einige Vorüberlegungen

Eine Untersuchung über einen weitgehend unbekanntem Autor, der zum einen aus einem nichtakademischen Milieu stammt und zum anderen noch im fortgeschrittenen 17. Jahrhundert Spruchdichtungen in Knittelversen geschrieben hat, und eine Edition seiner Werke erfordern auch heute – nach der Öffnung der Literaturwissenschaft für Gebrauchsliteratur und scheinbar randständige Themen – noch eine ausdrückliche Rechtfertigung des Gegenstandes. Bei Verfassern des 15. und 16. Jahrhunderts, namentlich solchen aus dem Kreis der Meistersinger, gibt es solche Begründungszwänge augenscheinlich nicht. Dort, wo man deren Werke in älteren und neueren Ausgaben vorgelegt hat, wurden und werden eventuelle Spruchgedichte ganz selbstverständlich dem Editionswürdigen zugeordnet. Die Reimpaardichtungen galten und gelten als epochenspezifische Ausdrucksform, und das Bemühen der Editoren war und ist es, das Schaffen bestimmter Autoren in ihrer Gesamtheit zu dokumentieren und damit gegebenenfalls auch das Korpus zugänglicher literarischer Werke um mehr oder minder gelungene Belege zu erweitern.

Ein solches wissenschaftliches Publikationsinteresse ändert sich beim Überschreiten der Grenze zum 17. Jahrhundert auf bemerkenswerte Weise. Insbesondere ist dies dort der Fall, wo die ‚magische‘ Schwelle des Jahres 1624 überschritten wird – das Jahr, in dem die Opitzsche Poetik mit großer Breitenwirkung begann, die deutschsprachige Dichtung an die gelehrten Regelwerke rückzubinden und auch für die volkssprachliche Poesie die Normen des Barockklassizismus durchzusetzen, wie es bei den westlichen und südlichen Nachbarn schon wesentlich früher der Fall gewesen war. Richtet sich das Bemühen der Herausgeber und Interpreten ‚älterer‘ Dichtung darauf, die Herkunft der Texte, ihrer Stoffe und Formen aus mittelalterlichen Traditionen deutlich zu machen und zugleich ihre Situierung im Spannungsfeld der zeitgenössischen humanistischen Strömungen zu zeigen, so werden bei der Beschäftigung mit ‚neueren‘ Texten in der Regel ganz andere Wertungshintergründe deutlich. Nun gilt das Augenmerk in erster Linie noch der ‚Erneuerung‘ der Poesie, dem ‚Anschluss‘ an die weiter vorangeschrittenen, ‚modernerer‘ Nationalliteraturen der Romania, der avantgardistischen Programmatik und Praxis einer späthumanistischen Gelehrtenschicht, der es gelang, den Anspruch auf Literarizität ganz auf ihre eigenen Schöpfungen zu beschränken. Bekanntermaßen gilt der Autor des 17. Jahrhunderts als „poeta doctus par excellence“,<sup>1</sup> und die florierende Barockforschung der letzten Jahrzehnte hat

---

1 Garber, Autor im 17. Jh., 1981, S. 29.

dem Zusammenhang von Gelehrtentum und Literatur eine nur noch schwer überschaubare Fülle wichtiger Untersuchungen gewidmet.<sup>2</sup>

Dieses wissenschaftsgeschichtlich zu begründende Interesse der Literaturhistoriographie impliziert zumindest drei bemerkenswerte Perspektiven auf die literarische Produktion des frühen 17. Jahrhunderts. Zum einen konzentriert sie ihre Blicke ganz auf die Bildungsdichtung der Zeit, also auf die Strömungen, wie sie von den akademisch gebildeten Schriftstellern vertreten und propagiert wurden. In diesem Milieu wurden die humanistischen Poetiken studiert, die ‚Neuerungen‘ Opitzens wahrgenommen, diskutiert und praktisch erprobt, und hier entstand schon bald der Mythos vom Reformator der deutschen Poesie, der der literarischen Entwicklung entscheidende Wegweisungen geleistet habe. Hervorbringungen anderer Provenienz werden damit im Wesentlichen der qualitativ minderwertigen „Volksliteratur“ oder gar der „Trivilliteratur“ zugewiesen und aus dem Blickfeld ausgegrenzt.<sup>3</sup>

Damit perpetuiert die traditionelle dichotomische Sichtweise – zum zweiten – auch in der universitären Lehre einen Kanon, der grundlegend durch ein akademisch-humanistisches Textkorpus belegt wird. Zwar fehlt es schon seit geraumer Zeit nicht an Versuchen, dieses Korpus durch weitere Text- und Publikationsarten zu erweitern und auch die literarische Produktion zuvor vernachlässigter Autorengruppen ins Bewusstsein zu rücken. So erklärt sich die erfreuliche Erforschung etwa von Gebrauchstexten oder Einblattgedichten, der spezifischen Literatur des katholischen Kulturraums oder von Frauen verfasster Texte. Gleichwohl sind die in diesem Zusammenhang behandelten Autoren nahezu durchgängig direkt oder indirekt dem Bildungsmilieu zuzuordnen. Die in den Texten vertretenen rhetorisch-poetischen Normen sind ebenso wie die darstellerischen Verfahrensweisen und Stoffe weitgehend von der akademisch vermittelten Kunstlehre geprägt, deren Entwicklungsgang bei aller internen ‚Diversität‘<sup>4</sup> in ein übersichtliches Verlaufsschema eingepasst werden kann. Ex negativo gilt dies auch für die gelehrsamkeitskritischen Strömungen innerhalb der Literatur, die sich seit dem 16. Jahrhundert immer wieder – bezeichnenderweise innerhalb des Gelehrtenstandes – belegen lassen.<sup>5</sup>

Drittens – und das ist vielleicht der problematischste Punkt – huldigt die traditionelle Sichtweise auf die Barockliteratur einem aszendenten Verständnismodell, das die Geschichte der Literatur als einen mehr oder minder durch-

---

<sup>2</sup> Grundlegend nach wie vor Kühlmann, *Gelehrtenrepublik*, 1982 sowie Grimm, *Literatur und Gelehrtentum*, 1983.

<sup>3</sup> Baeumer, *Aspekte*, 1974, S. 7; Kemper, *Lyrik I*, 1987, S. 13.

<sup>4</sup> Vgl. Wesche, *Diversität*, 2004.

<sup>5</sup> Dazu Grimm, *Letternkultur*, 1998.

laufenden Prozess der ‚Modernisierung‘ betrachtet. Die ‚Weiterentwicklung‘ der Literatur wird entsprechend auch als eine ‚Höherentwicklung‘ bewertet. In der Analyse einzelner Texte soll der Gang dieses Modernisierungsprozesses nachvollziehbar gemacht werden; die immer wieder interpretierten Untersuchungsparadigmen sind dementsprechend Werke eines „Höhenkamms“, der nach verschiedenen Wertungskategorien zu einem literarischen Kanon zusammengefasst und im schulischen und universitären Unterricht weitervermittelt wird; ausgegrenzt und in ein subliterarisches ‚Niemandland‘ abgeschoben<sup>6</sup> werden dagegen die Belege, die diesem Bild nicht entsprechen und nicht in den teleologisch konstruierten Entwicklungsgang passen.

Ein kulturwissenschaftlicher Ansatz, der sich in erster Linie als historisch orientiert versteht und an der Klärung des zeitgenössischen literarischen Lebens in seiner ganzen Breite interessiert ist, kann sich mit einer solchen Perspektivierung und einem teleologisch bestimmten Erkenntnisinteresse freilich nicht zufrieden geben. Mittlerweile anerkannt ist der Umstand, dass das Spektrum der Literaturproduktion nicht nur aus den Schöpfungen heute kanonisierter Autoren und solchen Textsorten besteht, denen man in der kontemporären Diskussion poetologische Dignität zugesprochen hat.<sup>7</sup> Zahllose nichtkanonisierte Schriften auch unbekannter Verfasser hat man in den vergangenen Jahrzehnten mit einigem Erfolg ins Bewusstsein zurückgerufen. Allerdings entstammten die „Pfarrer und Diakone, [...] Richter und Advokaten, [...] Räte und Sekretäre, Schreiber und Kanzlisten, Professoren und Schulmänner, Ärzte und Apotheker“,<sup>8</sup> die in diesem Zusammenhang als Literaten hervortraten, ganz überwiegend dem gleichen Bildungsmilieu wie die heute geläufigeren Autoren. Das gleiche gilt für die Verfasser betont ‚volkstümlicher‘ Literatur, die sich gezielt an ein breites, die Stände übergreifendes Publikum wandten und dabei geflissentlich auf die Verwendung entsprechender rhetorischer Mittel achteten, um ihre Wirkungsabsichten nicht zu gefährden.<sup>9</sup> Kaum je wahrgenommen wird dagegen immer noch die bislang kaum überschaubare Zahl von Autoren und Werken, die ganz anderen sozialen und bildungsmäßigen Kontexten entstammen als dem humanistischen Gelehrtenmilieu.

Sie hat es nicht nur in Italien, Frankreich und England,<sup>10</sup> sondern auch in Deutschland gegeben, und das auch nicht erst seit dem 18. und 19. Jahrhundert, als zahlreiche Bediente als Verfasser autobiographischer Lebensabrisse und Rä-

---

<sup>6</sup> Vgl. Escarpit, *Y a-t-il des degrés*, 1964, S. 4.

<sup>7</sup> Vgl. Garber, *Stadt*, 1998, S. 27–47.

<sup>8</sup> Garber, *Autor im 17. Jh.*, 1981, S. 35.

<sup>9</sup> Breuer, *Apollo*, 1985, S. 28–36; Breuer, *Volkstümliche Lesestoffe*, 1987.

<sup>10</sup> Burke, *Helden*, 1981, S. 116 f.

sonnements hervortraten.<sup>11</sup> Poeten dieser Herkunft, die oft bewusst für ein formal minder gebildetes Publikum arbeiteten, können nicht von vornherein aus der Literaturgeschichte ausgesondert werden, indem man sie zu Repräsentanten einer perhorreszierten „unterschichtlichen, mehrheitlichen ‚Nicht-Kultur‘“ erklärt.<sup>12</sup> Sie waren an der zeitgenössischen literarischen Produktion durchaus nicht uneteiligt und haben als Vermittlungsinstanzen mutmaßlich einen wichtigen Beitrag zur Popularisierung von Ideen und Erzählstoffen geliefert,<sup>13</sup> wurden von den elitären akademischen Meinungsführern allerdings nicht oder nur mit Verachtung zur Kenntnis genommen. Zum einen bedienten sie sich mit der oralen oder handschriftlichen Vermittlung oder der Beschränkung auf Einblattdrucke und Flugschriften nicht selten scheinbar ‚randständiger‘ und entsprechend minder geachteter Medien.<sup>14</sup> Zum anderen haben sie sich dem vielbeschworenen ‚Modernisierungsdruck‘ und der Normhegemonie der akademischen Literaturen oft erst mit Verzögerung gebeugt, wenn sie erfolgreicher wurden und neue Adressatenschichten erreichten; gelegentlich haben sie sich ihnen aber auch ganz verweigert oder sie gar nicht zur Kenntnis genommen. Den literarischen Bedürfnissen und Informationsinteressen des Publikumssegments, das sie in erster Linie anvisierten, entsprachen sie aber offensichtlich durchaus; ansonsten wären sie kaum zur Kenntnis genommen und ihre Texte nicht verbreitet worden.

Pierre Bourdieu hat die „nichtprofessionellen Kulturproduzenten“ in seinem einflussreichen Analysemodell aus dem ‚literarischen Feld‘ ausgegliedert und dem ‚Macht-Feld‘ zugeordnet.<sup>15</sup> Freilich ist es bei eingehenderer Beschäftigung mit dem literarischen Leben zweifelhaft, ob sie zu Recht dorthin abgeschoben worden sind. Ist das „kulturelle Kapital“ tatsächlich eine Domäne der Professionellen, während den Nichtprofessionellen das „ökonomische Kapital“ zugewiesen werden kann? Gibt es Literatur tatsächlich nur in der Einzahl und innerhalb ihrer die Pole einer avantgardistischen Kunst und einer quasi „industriellen“ Massenproduktion? Das ist es, was Bourdieu mit seinem Fokus auf dem 19. und 20. Jahrhundert unterstellt und übrigens auch unter Verweis auf die soziale Herkunft von Schriftstellern exemplifiziert.<sup>16</sup> Angemessener als dieses Einheitsphantasma, das durch die Annahme einer Bipolarität lediglich graduiert wird, ist wohl das Modell einer Mehrzahl milieuspezifischer literarischer Teilfelder oder Sektoren, die sich nur teilweise überschneiden. In ihnen bestehen jeweils

---

**11** Hinweise etwa bei Engelsing, *Dienstbotenlektüre*, 1973, S. 201–204.

**12** Schenda, *Lesestoffe*, 1976, S. 31.

**13** Beyer, Reichard, 2000, S. 299.

**14** Siehe etwa Schilling, Kern, 2008.

**15** Bourdieu, *Regeln*, 2001, S. 203.

**16** Bourdieu, *Regeln*, 2001, S. 413.

unterschiedliche Zusammenhänge von Leitbildern und Konsekrationsinstanzen, Funktionen und Mitteln der Entlohnung. Auch Autoren aus den bildungsfernen Milieus wären dann in einem Bezugsraum zu lokalisieren, der als zumindest teilweise eigenständiges „literarisches Feld“ – aber eben eines nichtakademischen Zuschnitts – zu kennzeichnen wäre. Die von Rudolf Schenda seinerzeit monierte „Zerklüftung der Literaturgesellschaft“<sup>17</sup> zeigt sich wohl nicht nur im Hinblick auf die Leserschaft und ihre Lesestoffe, sondern auch hinsichtlich der Textproduzenten und ihrer Adressatenorientierungen, ihrer ästhetischen und inhaltlichen Spielräume.

Bei alldem erscheint es wichtig, nicht bei der Feststellung einer bloßen Opposition zwischen Bildungsliteratur und ‚bildungsferner‘ Literatur stehenzubleiben, wie das die gängigen dichotomisch strukturierten Modelle tun. Schon die Literatur gelehrter und gebildeter Autoren ist in sich bekanntlich nicht einheitlich, sondern weist eine Vielzahl von Strömungen, Moden und Schulen auf, die nebeneinander und gegeneinander agieren, sich aus einander entwickeln oder abstoßen, sich beeinflussen oder absorbieren. Ebenso gibt es auch verschiedene Stufen von Nähe bzw. Distanz zu den schon in sich uneinheitlichen gesellschaftlich konsekrierten Bildungstraditionen. Will man diesen Sachverhalt sozial verorten, so bietet es sich statt der einstmals beliebten grobschlächtigen Klassenstrukturen an, verschiedene subkulturelle Milieus zugrunde zu legen, denen die Akteure entstammen, in denen sie sich bewegen, deren Werthorizonte sie teilen, zu denen sie Loyalitäten entwickeln oder die sie als Leitbilder betrachten. Derartige Milieus lassen sich auch als Selbstzuordnungsbereiche verstehen. Sie sind also nicht etwa wie die Klasse durch die Verfügung über Produktionsmittel bestimmt oder wie der Stand vom rechtlichen Status abhängig. Vielmehr berücksichtigen sie Geburtsstand und Rechtsstand, Konfession und Bildungsgang, Beruf und Status, Prestige und Vermögen, soziale Loyalitäten, horizontale Mobilität und Beziehungskreise (operationalisierbar etwa durch Kommensalität, Kompaternität, Konnubium) gleichermaßen. Dadurch werden – wie im „richtigen Leben“ auch – vielfältige Überschneidungen möglich, die zugegebenermaßen zu erheblichen Randunschärfen führen. Trotzdem lassen sich in der Praxis bestimmte sozialgruppenspezifische Milieus mit bestimmten kulturellen Mustern<sup>18</sup> synthetisieren. Auf der einen Seite entwickelte die populäre Kultur nicht nur

---

<sup>17</sup> Schenda, Lesestoffe, 1976, S. 32.

<sup>18</sup> Diese Milieus entsprechen in etwa den ‚Subkulturen‘ im weiteren Sinne, wie sie heute in der Mainstream-Soziologie untersucht werden, also den Bevölkerungssegmenten mit gemeinsamen kulturellen Mustern bzw. Lebensstilgruppen (Wuggenig, Subkultur, 2003, S. 66f.), ohne dass dabei freilich eine Fähigkeit zur Selbstorganisation und zu gemeinsamem sozialen Handeln unterstellt würde.

auf dem Lande, sondern auch in der Stadt regional und konfessionell vielfältige Differenzierungen;<sup>19</sup> auf der anderen aber überbrückte sie doch auch soziale Grenzziehungen und bezog häufig selbst gesellschaftlich herausgehobene Kreise mit ein,<sup>20</sup> die sich nur in ihren Spitzen nachhaltig an der intellektuellen Elitenkultur orientierten.

Hier soll es allerdings nicht darum gehen, globale Kulturentwürfe zu erstellen oder vermeintliche Strukturgesetze binnenkultureller Differenzierung herauszuarbeiten. An Modellen zum Stellenwert der ‚Volkskultur‘, an Versuchen, ihr Verhältnis zur ‚Elitenkultur‘ oder der der ‚Herrschenden‘ zu fassen, hat es seit Herder nicht gefehlt, und unter verschiedenen Vorzeichen haben sie sich recht regelmäßig als Ausfluss bestimmter Kulturtheorien oder politischer Konzepte entpuppt, die mit mehr oder minder geschickt gewählten historischen Belegen exemplifiziert werden sollten. Hier soll bewusst ein anderer, ein induktiver Weg gewählt werden. An einem Einzelbeispiel, dem ausdrücklich keine Repräsentativität unterstellt wird, sollen Rahmenbedingungen und Spielräume einer literarischen Kultur näher betrachtet werden, die sich im Wesentlichen abseits der elitären Bildungssphäre und ihrer nach und nach modifizierten normativen Setzungen positionierte. Dabei sind nicht zuletzt die sozialen und kulturellen Bedingungen des unmittelbaren Umfelds zu beachten, in denen sich solche nichtakademischen Kulturpraktiken entfalten und halten konnten. Insbesondere sind sie in ihren regionalen, ja lokalen Lebenszusammenhängen und Erfahrungshorizonten zu verorten, die gerade in minder gebildeten, nur wenig durch Lektüren beeinflussten Milieus eine erhebliche Prägekraft besessen haben. Was Engels mit dem Stichwort der ‚Lokalborniertheit‘ meinte kritisieren zu müssen, war nicht Dummheit oder mangelnde Urteilsfähigkeit seiner Protagonisten, sondern die unmittelbare Folge fehlender Weltläufigkeit, die ihnen die Einsicht in sehr viel später entwickelte Theorien versagte. Die überwiegende Mehrzahl der Menschen lebte auch im 17. Jahrhundert innerhalb eines sehr beschränkten Erfahrungsraums, der ganz wesentlich durch die sozialen, wirtschaftlichen, konfessionellen und kulturellen Gegebenheiten des unmittelbaren Heimatortes bestimmt war. Somit hat sich auch der Versuch, Kontexte zu rekonstruieren und das Phänomen ‚populärer Kultur‘ damit plastischer zu machen, dieser Sachlage zu stellen, ohne vorschnell zur ‚ideologiekritischen‘ Keule zu greifen. Leider werden diese traditionell in der Landesgeschichte und in jüngerer Zeit wieder in der Methodendiskussion der Mikrohistorie durchaus präsenten Tatbestände gerade von kulturwissenschaft-

---

19 Burke, Helden, 1981, S. 42–71.

20 Burke, Helden, 1981, S. 71–76.

lichen Arbeiten mit einem globalisierenden, enthistorisierenden und abstrahierenden Blick allzu leicht übersehen.

Der hier zu behandelnde Spruchdichter Wilhelm Weber (1602–1661) kann als wichtiger und obendrein relativ gut dokumentierbarer Repräsentant eines nichtakademischen ‚literarischen Untergrunds‘ gelten. Weder er selbst noch die Milieus, die er mit seinen Dichtungen unterhielt und belehrte, ermahnte und aufrüttelte, zum Nachdenken anregte und erbaute, werden in neueren Arbeiten, die sich programmatisch oder exemplarisch mit der literarischen Stadtkultur beschäftigen, auch nur erwähnt. Auch seine Werke, die im Wesentlichen im zweiten Drittel des 17. Jahrhunderts entstanden sind, werden hier erstmals geschlossen versammelt und kommentiert. Dabei handelt es sich bei diesem weitgehend vergessenen handwerkerlichen Spruchpoeten um einen Autor, der nicht nur im Nürnberg des 17. Jahrhunderts eine bemerkenswerte Popularität besaß, sondern auch weit über die Grenzen der Reichsstadt hinaus wahrgenommen wurde. Weber muss ein außerordentlich reichhaltiges Oeuvre geschaffen haben, von dem allerdings nur gut 50 Texte auf uns gekommen sind; geschickt und ganz auf der Höhe seiner Zeit nutzte er neben dem mündlichen Vortrag erfolgreich auch die populären Medien des Flugblatts und der Flugschrift. Tätig war er als selbständiger Kleinunternehmer, der selbst sehr viel Wert auf seine Reputation als „teutscher Poet“ legte, sich schließlich sogar zum Dichter krönen ließ und bei alledem in der Lage war, von seinem „literarischen Dienstleistungsgewerbe“<sup>21</sup> auch zu leben – und das deutlich früher als Sigmund von Birken, der heute als einer der ersten ‚freien Schriftsteller‘ gilt. Ohne ein Repräsentant frühneuzeitlicher „Literatur der Arbeitswelt“ zu sein, entstammen seine literarischen Arbeiten doch ganz aus dem Milieu, das sie ihrerseits ansprechen wollten. Weber ist also nicht zuletzt wegen der Rahmenbedingungen interessant, in denen sich ein zu seiner Zeit populärer Handwerkerpoet gegenüber dem gelehrten Literaturbetrieb durchaus zu behaupten vermochte, auch wenn er dessen Normen ganz und gar nicht entsprach.

Der Rekurs auf Biographie und soziale Verortung Webers, auf seinen Familienzusammenhang, seine Bildungshintergründe und Berufstätigkeit, seinen gesellschaftlichen Status und seine Verfahren der Selbststilisierung als Poet, wie er hier in relativ ausführlicher Form beabsichtigt ist, ist vor diesem Hintergrund keineswegs nebensächlich. In der Überzeugung, dass der Autor trotz zeitweise modischer Theorieansätze alles andere als eine quantité négligeable ist, geht es zunächst einmal darum, den Verfasser und seine Rezipienten sozial und milieuspezifisch in der Gesellschaft einer der wichtigsten reichsstädtischen Gemeinwe-

---

21 Laufhütte, *Poetenwürde*, 1995.

sen seiner Zeit zu verorten. Erst auf dieser Basis, die manches gängige Bild vom homogenen ‚literarischen Feld‘ problematisch werden lässt, können seine literarischen Produkte dann nach ihren poetologischen Selbstaussagen befragt und hinsichtlich ihrer produktionsästhetischen Verfahren untersucht werden. Nur so können ihre Traditionsgebundenheit und ihre Funktionen im zeitgenössischen Kontext angemessen umrissen werden.

Die Spruchgedichte selbst, die im Anschluss daran ediert werden, wurden aus eben diesem Grund auch vergleichsweise ausführlich kommentiert. Dies trägt der Überzeugung Rechnung, dass ein Verständnis gelegenheitsbezogener Dichtung nur dann adäquat möglich ist, wenn auch die benannten oder angespielten Kontexte namhaft gemacht werden. Literarische Produkte wie die Webers sind nicht ‚ästhetische‘ Produkte in einem emphatischen Sinne, und es ist unverkennbar, dass sie an manche als Vorbilder benutzte Dichtungen qualitativ nicht heranreichen. Versteht man die Texte allerdings als Stellungnahmen in bestimmten Situationen und Rahmenbedingungen, achtet man auf die Nuancierungen und Verschiebungen in den Wertungen, die gegenüber den Vorlagen vorgenommen werden, analysiert man die Normhorizonte, die transportiert werden, und die Bilder, die sie vermitteln, so erhält man einen faszinierenden Einblick in die Denkweisen und Normen, die Bildungshintergründe und Erfahrungen eines Autors und seiner Adressaten, die beide von der gängigen Gelehrtdichtung kaum – und wenn, dann nur in mehr oder minder verächtlicher Herablassung – zur Kenntnis genommen wurden.

## 2 Zur Biographie und sozialen Verortung

Literarische Werke der Frühneuzeit sind in erster Linie als Zweck- und Gelegenheitsdichtungen zu verstehen. Sie stehen bei aller Orientierung an literaturinternen Traditionslinien und Diskursen im Dienste konkreter Wirkungsabsichten, ‚lebensweltlicher‘ und gesellschaftlicher Funktionen, die anhand der Texte selbst, aber auch anhand ihrer Entstehungsbedingungen und Gebrauchskontexte geklärt werden müssen. Damit kommt der Frage nach dem sozialen, milieuspezifischen und bildungsgeschichtlichen Hintergrund und Umfeld der Autoren, der situativen und diskursgeschichtlichen Einordnung ihrer Dichtungen ein besonderer Stellenwert zu, und dies insbesondere dort, wo Verfasser und Adressaten nicht dem schon breit erforschten Netzwerk der akademischen Gelehrten entstammen. Der Verfasser der hier versammelten Spruchdichtungen ist – für seine gesellschaftliche Stellung – durch verschiedene Quellen vergleichsweise gut dokumentiert. Das erlaubt es, seine Rolle als Spruchdichter genauer als bei vielen anderen Vertretern seines Standes zu umreißen und auch innerhalb der Rahmenbedingungen seiner Herkunft und seiner bildungsmäßigen Voraussetzungen zu verorten.

Der Versuch einer biographischen Kontextanalyse hat deshalb bei den sozialen und familiären Rahmenbedingungen anzusetzen, in die er hineingeboren wurde und in denen er seine Jugend verbrachte. An dieser Stelle ist der Verweis darauf nicht ganz unwichtig, dass die Reichsstadt Nürnberg im ausgehenden 16. und frühen 17. Jahrhundert immer noch ein wirtschaftliches und kulturelles Zentrum ersten Ranges war. Hier hatte sich bereits seit dem Mittelalter ein hochspezialisiertes Handwerk konzentriert, das die Weiterverarbeitung und Veredelung von Waren mit ständig weiter- und neuentwickelten Verfahren betrieb. Insbesondere die metallverarbeitenden Gewerbe,<sup>1</sup> von den Eisenwarenproduzenten (Messer, Rüstungen, Waffen) über die Hersteller feinmechanischer Produkte (Schlösser, Uhren nautische und astronomische Präzisionsinstrumente, Musikinstrumente) bis hin zu europaweit gefragten Silber- und Goldschmieden,<sup>2</sup> betätigten sich sowohl in der Massenfertigung wie in der kunsthandwerklichen Produktion erlesener Einzelstücke.<sup>3</sup> Bahnbrechende technische Neuerungen zur Qualitätssteigerung oder zur Rationalisierung der Arbeitsvorgänge gingen immer wieder gerade von Nürnberg aus, und sowohl der Rat wie die Handwerkerschaft achtete sehr genau darauf, das Fach- und Spezialwissen möglichst in der Stadt

---

1 Vgl. Stahlschmidt, Eisenverarb. Gewerbe, 1971.

2 Vgl. Tebbe/Timann/Eser, Goldschmiedekunst, 2007.

3 Eingehender Kellenbenz, Wirtschaftsleben, 1971, sowie neuerdings AK Quasi Centrum Europae, 2002.

zu halten, um die auf manchen Gebieten geradezu konkurrenzlose Stellung aufrechtzuerhalten. Umgekehrt profitierte die Wirtschaft von dem Umstand, dass Nürnberg ein Nachrichtenzentrum europäischen Ranges darstellte<sup>4</sup> und bereits früh zu einem überregionalen Druck- und Verlagszentrum geworden war.<sup>5</sup> Wesentlich für den wirtschaftlichen Erfolg Nürnbergs war schließlich auch die Verbindung der Produzenten mit auf dem ganzen Kontinent präsenten Fernhandelshäusern. Diese konnten die infrastrukturell günstige Lage der Reichsstadt nutzen und sorgten für die Verbreitung der hier hergestellten Waren. Das trug nicht nur zum Reichtum der Stadt bei, der erst in den Nöten des Dreißigjährigen Krieges abhanden kam; es hob auch das Selbstbewusstsein des außerordentlich differenzierten Handwerkerstandes.

Dieser hatte es nach der Niederschlagung des Handwerkeraufstands von 1347/48 zwar nicht zu einer eigenständigen Zunftorganisation und damit zu einer korporativen Selbstverwaltung gebracht; sein Florieren wurde aber durch die Gewerbeordnungstätigkeit und die Qualitätssicherungsmaßnahmen des städtischen Rugamtes gefördert.<sup>6</sup> Von dem wirtschaftlichen Wohlstand vor dem Dreißigjährigen Krieg, den internationalen Verbindungen und Anregungen profitierten natürlich in erster Linie die führenden Schichten von Patriziat und Ehrbarkeit, die oft selbst hochgebildet waren und sich häufig als Kulturträger und -förderer zeigten; Nürnberg konnte sich so zumindest zeitweilig als ein Zentrum humanistischer und später barocker Literaturproduktion etablieren, die vornehmlich von Mitgliedern der akademischen Gelehrtenschicht aus Juristen, Theologen und Medizinern getragen wurde. Aber auch zahlreiche Angehörige bildungsfernerer Milieus fühlten sich nicht nur im 16., sondern auch im 17. Jahrhundert zu eigenen literarischen Versuchen berufen. Auch wenn ihre Namen – anders als der des gebildeten und schriftstellerisch überaus produktiven Schuhmachers Hans Sachs (1494–1576) – heute nicht mehr geläufig sind, haben sie ihre Texte doch gar nicht selten auch in den Druck gebracht und so für eine gewisse Verbreitung ihrer dichterischen Produkte gesorgt. Auf dem traditionellen Gebiet der religiösen Poesie versuchten sich beispielsweise der Goldschmied Virgil Solis (1514–1562),<sup>7</sup> sein Berufskollege Paulus Dullner († 1596),<sup>8</sup> der Mechaniker Caspar Uttenhofer (um

<sup>4</sup> Sporhan-Krempel, Nachrichtenzentrum, 1968.

<sup>5</sup> Vgl. Diefenbacher/Fischer-Pache, Buchgewerbe, 2003.

<sup>6</sup> Lehnert, Zünfte, 1983; Schindler, Rugamt, 2010.

<sup>7</sup> Will/Nopitsch, NGL III, 1757, S. 712f.; ebd. VIII, 1808, S. 242f.; ThB 31, 1992, S. 248–253; Grieb, Künstlerlexikon III, 2007, S. 1448.

<sup>8</sup> Martin, Dulner, 1954; Grieb, Künstlerlexikon I, 2007, S. 303.

1588–1621),<sup>9</sup> der Büchsengeißer Balthasar Herold (1553–1628)<sup>10</sup> oder der Schulmeister Johann Schmid (erw. 1635/53);<sup>11</sup> Spruchdichtungen zu historischen Ereignissen schrieb etwa der Krämer und spätere Druckerverleger Franz Christoph Zell († 1544),<sup>12</sup> solche zu korporativen Gebräuchen und regionalen Ereignissen publizierten neben vielen Anonymi beispielsweise der Messerschmied und Büchsenmeister Lorenz Stillkrieg (1495/1500–1562),<sup>13</sup> der Messerschmied Friedrich Beer († 1599),<sup>14</sup> der Schneider Thomas Greßlein (1552–1604),<sup>15</sup> der Schuhmacher Georg Hager (1552–1634)<sup>16</sup> oder der Druckergeselle Georg Gutknecht (erw. 1582–1616).<sup>17</sup> Schauspiele verfasste der Eisenhändler und spätere Prokurator Jacob Ayser (1544–1605),<sup>18</sup> Autobiographica und Reisebeschreibungen hielten etwa der Soldat Johann Jacob Saar (1624–1664),<sup>19</sup> der blinde Violinist Johann Hübner (1631–1676)<sup>20</sup> oder der Handelsdiener Wolfgang Aigen (erw. 1651–1664)<sup>21</sup> fest, eine Beschreibung der Krönungsfeierlichkeiten Kaiser Ferdinands III. im Jahr 1636 der Zeichner, Maler und Kunsthändler Johann Hauer (1586–1660).<sup>22</sup> Auch in den Kreisen der Händler und Musiker, der Kleinhandwerker und Wirte nahmen vielseitig interessierte Personen literarische Neuerscheinungen zur Kenntnis und bemühten sich – etwa in Stammbuchinskriptionen – um eine produktive Anverwandlung selbst anspruchsvoller bildlich-literärer Kunstformen.<sup>23</sup>

Allein diese Beispiele, denen problemlos weitere hinzuzufügen wären, belegen die Aufgeschlossenheit gegenüber der Literatur, das Bemühen um die

---

**9** Will/Nopitsch, NGL IV, 1758, S. 141 f.; Grieb, Künstlerlexikon III, 2007, S. 1569. Er ist außerdem auch durch Fachschriften zur Mechanik und Astronomie hervorgetreten.

**10** Will/Nopitsch, NGL II, 1756, S. 96; Grieb, Künstlerlexikon II, 2007, S. 636.

**11** Will/Nopitsch, NGL VIII, 1808, S. 85.

**12** Grieb, Künstlerlexikon III, 2007, S. 1720.

**13** Will, NGL VIII, 1808, S. 292; Stahl, Meistersinger, 1982, S. 298 f.; Grieb, Künstlerlexikon III, 2007, S. 1493.

**14** Stahl, Meistersinger, 1982, S. 89; Grieb, Künstlerlexikon I, 2007, S. 88.

**15** Stahl, Meistersinger, 1982, S. 166.

**16** Bell, Hager, 1947; Stahl, Meistersinger, 1982, S. 179–184; Grieb, Künstlerlexikon II, 2007, S. 550.

**17** Vgl. Grieb, Künstlerlexikon I, 2007, S. 533; eine Edition seiner z. T. als Drucke erschienenen Gelegenheitsdichtungen wird vorbereitet.

**18** Killy 1, 1988, S. 265 f.; Grieb, Künstlerlexikon I, 2007, S. 43 f.

**19** Will/Nopitsch, NGL III, 1757, S. 447 f.; ebd. VIII, S. 20; Grieb, Künstlerlexikon III, 2007, S. 1291.

**20** Röder, Hübner, 2002; Grieb, Künstlerlexikon II, 2007, S. 707 f.

**21** Will/Nopitsch, NGL V, 1802, S. 16.

**22** Will/Nopitsch, NGL VI, 1805, S. 35; ThB 15, 1992, S. 127 (W. Fries); Grieb, Künstlerlexikon II, 2007, S. 588. Hauer ist auch als Dilettant in anderen Künsten und als Kunstschriftsteller hervorgetreten.

**23** Zur Rezeption Zingreßerscher Emblemata im Stammbuch eines Nürnberger Handelsmanns vgl. Verweyen/Schnabel, Emblematik, 1997, S. 132–154.

sprachliche Formung zu vermittelnder Inhalte und den Willen zum Festhalten eigener poetischer Bemühungen auch in den klein- und mittelbürgerlichen Kreisen, die zeitlebens weder eine höhere Schule noch gar eine Universität besucht hatten. Ihre Schöpfungen mögen nach 1624 oft nicht mehr den neuen Normen der akademischen Bildungsdichtung entsprochen haben und konnten wohl auch die geringere dichterische Erfahrung und Artifizialität ihrer Verfasser nicht verbergen; das hat die selbstbewussten Autoren aber durchaus nicht daran gehindert, mit ihren Texten an eine Öffentlichkeit zu treten, die auch für solche Schriften offenbar immer aufnahmebereit war.

## 2.1 Die Familie

Webers Interesse an Dichtung und Literatur wurde aber zweifelsohne nicht nur durch das offene Klima in der wohlhabenden Reichsstadt und unter den aufgeschlossenen Händlern und Handwerkern gefördert. Er war zugleich auch durch eine Familientradition ‚vorbelastet‘, die die Mitglieder des kleinbürgerlichen Handwerkergeschlechts in enger Fühlung zum Meistersang zeigt. Gerade Nürnberg bildete eines der wichtigsten Zentren dieser musikliterarischen Bewegung, die in vielen größeren Städten eine zentrale Rolle unter den dünn gesäten kulturellen Gruppenaktivitäten einnahm.<sup>24</sup> Die Beteiligung daran erforderte nicht nur vertiefte literarische und musikalische Fähigkeiten, sondern auch performatives Geschick, hatten die Singvorträge vor Publikum doch in aller Regel kompetitiven Charakter.

### 2.1.1 Barthel Weber

Bereits der frühest nachweisbare Vertreter des Geschlechts, der um 1525/26 geborene Großvater Barthel Weber, engagierte sich bei den Nürnberger Meistersingern. Von dem Schlossergesellen sind immerhin fünf Lieder und ein selbst entwickelter Ton überliefert, wenngleich seine Teilnahme an Singschulen urkundlich nicht belegbar ist.<sup>25</sup>

Wichtiger für die Meistersangforschung ist Barthel Weber aber weniger durch seine Sangeskünste und eigenen dichterischen Versuche geworden als in erster Linie dadurch, dass er sich in den späten 40er Jahren des 16. Jahrhunderts als

---

<sup>24</sup> Kleinschmidt, *Stadt und Literatur*, 1982, S. 74–85.

<sup>25</sup> Stahl, *Meistersinger*, 1982, S. 316. Nicht im RSM.

Sammler von Meisterliedern betätigte. Der gerade 24-jährige Schlosser ließ sich nämlich von Hans Sachs, dem ohne Zweifel namhaftesten der damaligen Singer in der Reichsstadt, aus „lieb vnd gunst Der löblichen Kunst des maister gesangs“ und auf seine Kosten eine umfangreiche Handschrift mit 221 Meisterliedern zusammenstellen, die nach der Vorbemerkung im Jahr 1549 abgeschlossen wurde.<sup>26</sup> Sachs, der einen solchen Nebenverdienst finanziell eigentlich nicht nötig hatte, ist mehrfach als Abschreiber solcher Sammlungen für Liebhaber belegbar, und auch spätere bekannte Repräsentanten der Singebewegung haben sich auf solche Weise ein Zubrot verdient.<sup>27</sup> In die Handschrift nahm Sachs ganz überwiegend eigene Lieder v. a. aus den 1530er Jahren auf, die im Wesentlichen geistliche Stoffe, aber gelegentlich auch historische, Fabel- und Schwankstoffe behandelten. Einzelne Bestandteile scheint Weber aber auch von anderen zugekauft und in die Handschrift aufgenommen zu haben. Die Quarthandschrift, die immerhin 327 Blätter umfasste, scheint in der Familie wie eine Art Reliquie aufbewahrt worden zu sein. Der selbst als Meistersinger tätige Sohn vererbte sie an den Enkel Wilhelm Weber, der selbst aber andere dichterische Wege ging. Dieser schenkte den Band schließlich der Bibliothek des Altdorfer Alumneums.<sup>28</sup> Dort wurde die Handschrift über lange Zeit aufbewahrt, ehe sie nach 1757 auf ungeklärte Weise in den Besitz des noch eingehender zu erwähnenden Historikers und Antiquars Georg Andreas Will (1727–1798) gelangte.<sup>29</sup> Zusammen mit dessen umfangreicher Noricasammlung fand sie schließlich den Weg in die Nürnberger Stadtbibliothek, wo sie auch heute noch verwahrt wird und von der Meistersangforschung mittlerweile wiederholt ausgewertet wurde.

Wahrscheinlich hat Barthel Weber die Reichsstadt nach seiner 1550 noch in Nürnberg erfolgten Heirat verlassen.<sup>30</sup> Weder die Geburt seiner Kinder noch sein eigener Tod sind in den Nürnberger Kirchenbüchern vermerkt. Zwar gibt es einen Hinweis darauf, dass er sich zeitweilig in der Nürnberger Landstadt Hersbruck

---

**26** StadtBN: Will VIII 235.4°. Beschreibung und weitere Literaturhinweise im RSM 1, 1994, S. 241f. Vgl. auch Wagenseil, *Meistersinger*, 1697, S. 501; AK *Meistersinger*, 1981, S. 162; Rettelbach, *Aufführung*, 2003, S. 253 (dort allerdings in Unkenntnis der meistersingerlichen Betätigung Barthel Webers).

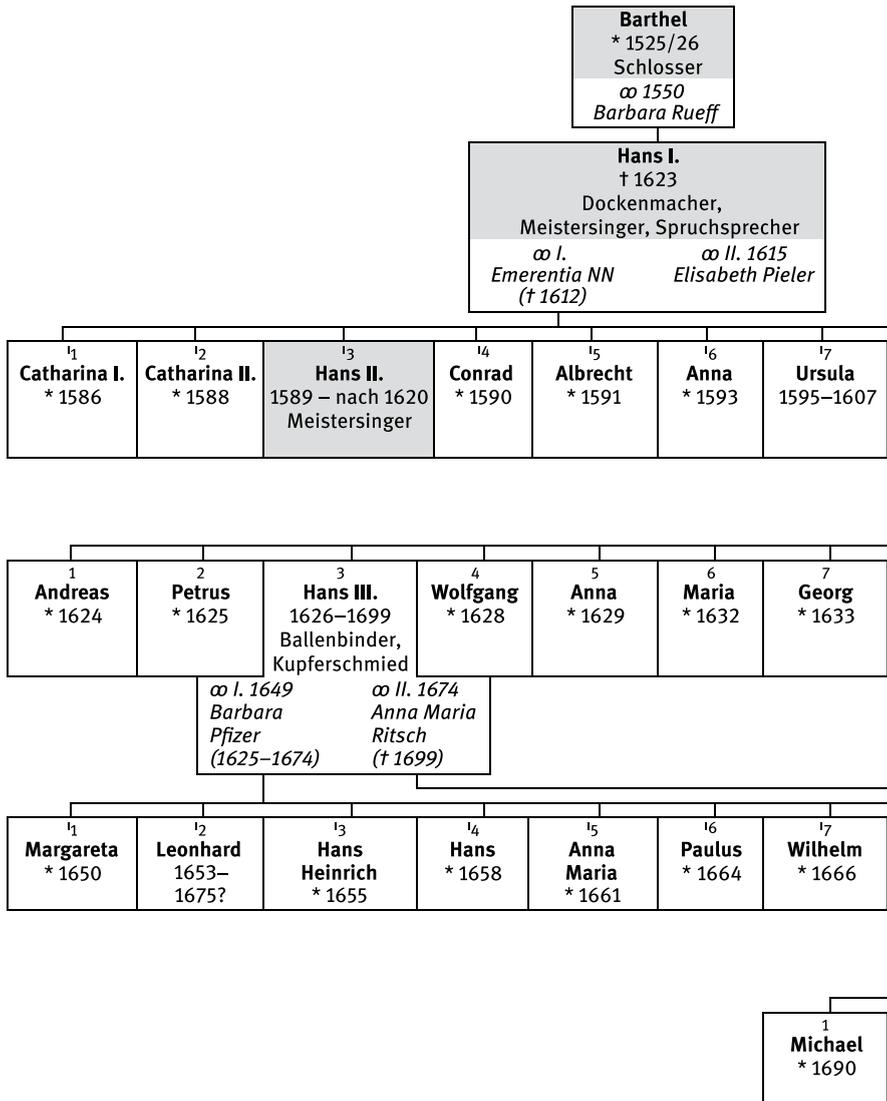
**27** Merzbacher, *Meistergesang*, 1987, S. 90.

**28** Wagenseil, *Meistersinger*, 1697, S. 501. Zur Besitzergeschichte der Handschrift vgl. kurz auch Eichler, *Nachleben*, 1904, S. 14. Möglicherweise hängt die Schenkung mit der Deposition Wilhelm Webers an der Universität Altdorf im Jahr 1637 zusammen (s. u.).

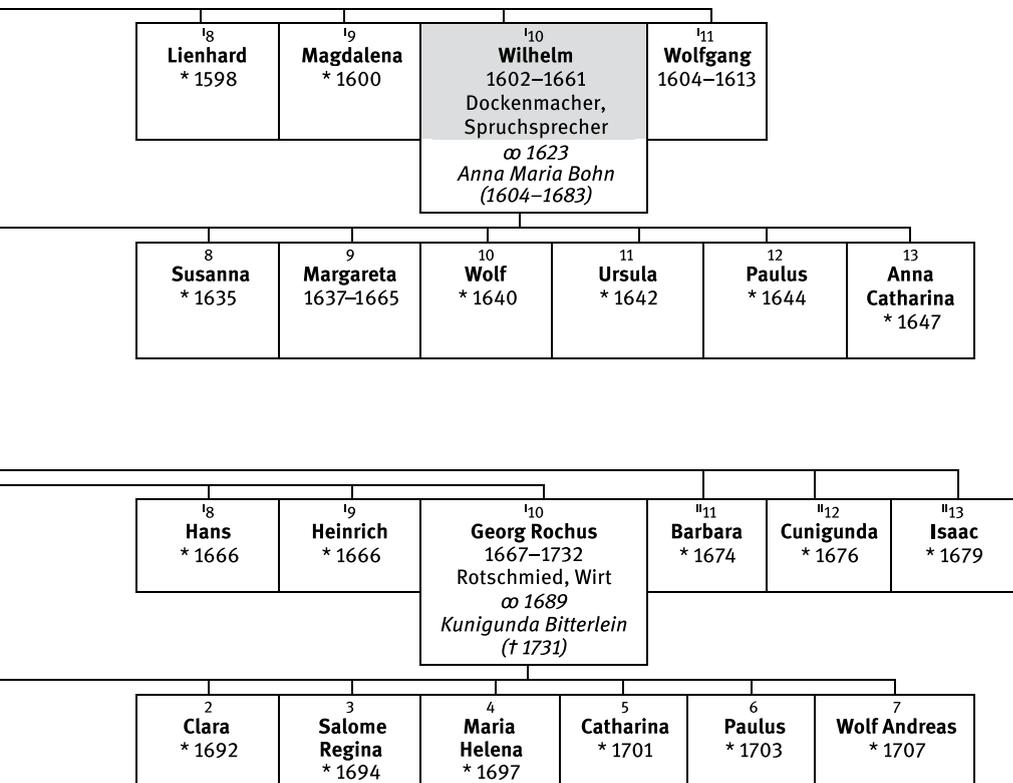
**29** Eichler, *Nachleben*, 1904, S. 14. Der Band findet sich als Privatbesitz erstmals im gedruckten Katalog der Willschen Norica-Sammlung von 1793.

**30** LAELKB: L 36, S. 128 (Heirat mit Barbara Rueff am 5. 5. 1550).

Stammtafel der Familie Weber



(schattiert: literarisch tätige Personen)



aufgehalten habe, woher auch sein Sohn Hans I. gestammt haben soll.<sup>31</sup> Die dortigen Kirchenbücher kennen allerdings weder seinen Namen noch den seines Sohnes.

### 2.1.2 Hans I. Weber

Wo sich Hans I. Weber (1546?–1623)<sup>32</sup> zunächst aufgehalten hat, ist aufgrund fehlender eindeutiger Quellen zweifelhaft. Noch die Heirat mit seiner ersten Frau Emerentia († 1612)<sup>33</sup> ist jedenfalls nicht in Nürnberg geschlossen worden. Mitte der 1580er Jahre zog die Familie dann aber erneut in die Reichsstadt herein. Hier ließ sich Hans Weber offensichtlich zunächst in der vornehmeren Sebalder Stadthälfte nieder. Die vier Kinder, die dem Paar im Laufe der nächsten Jahre geboren wurden, wurden jedenfalls in der dortigen Pfarrei getauft.<sup>34</sup> Erst 1591 scheint man dann in die vornehmlich von Handwerkern bewohnte Lorenzer Stadthälfte umgezogen zu sein, wo man im Schottengässlein,<sup>35</sup> später am Steig im Flederwischgässlein<sup>36</sup> (auch: ‚auf dem Steig neben dem Bock‘)<sup>37</sup> Wohnung nahm. Hier kamen bis 1604 die übrigen sieben Kinder zur Welt,<sup>38</sup> und hier vermählte sich Weber nach dem Tod seiner ersten Frau Ende 1615 auch erneut mit der Witwe Elisabeth Pieler.<sup>39</sup>

---

**31** Darauf deutet der Vermerk im Heiratseintrag Wilhelm Webers, demzufolge sein Vater ‚von Hersbruck‘ stamme (LAELKB: L 22, S. 330). Stahl (Meistersinger, 1982, S. 316) mutmaßt wegen der fehlenden Nachweise, Hans sei der Enkel Barthels gewesen – eine Annahme, die aber schon allein aus zeitlichen Gründen unwahrscheinlich ist. Zudem betont Wagenseil (Meistersinger, 1697, S. 501) ausdrücklich, Wilhelm Weber habe die oben erwähnte Sammelhandschrift von seinem Großvater erhalten.

**32** Das Geburtsjahr – ohne weitere Nachweise – einzig bei Weller, Polemik, 1868, S. 207 f.

**33** Sie wurde am 10. 11. 1612 auf dem Rochusfriedhof bestattet (LAELKB: L 78, S. 359).

**34** Taufe der Tochter Catharina am 23. 7. 1586 (LAELKB: S 4, fol. 108<sup>r</sup>), einer gleichnamigen Tochter am 2. 1. 1588 (ebd., fol. 114<sup>r</sup>), des Sohnes Hans am 19. 1. 1589 (ebd., fol. 118<sup>v</sup>) und des Sohnes Conrad am 9. 10. 1590 (ebd., fol. 126<sup>r</sup>).

**35** LAELKB: L 78, S. 232 (Begräbnis der Tochter Ursula am 20. 5. 1607); heute: Schottengasse.

**36** LAELKB: L 78, S. 359 (Begräbnis der Ehefrau Emerentia am 10. 11. 1612); es handelt sich um die heutige Dr.-Kurt-Schumacher-Straße.

**37** LAELKB: L 78, S. 378 (Begräbnis des Sohnes Wolfgang am 27. 8. 1613).

**38** Taufe des Sohnes Albrecht am 26. 11. 1591 (LAELKB: L 3, fol. 183<sup>r</sup>), der Tochter Anna am 10. 1. 1593 (ebd., fol. 202<sup>v</sup>), der Tochter Ursula († 1607) am 6. 6. 1595 (ebd., fol. 234<sup>v</sup>), des Sohnes Lienhard am 9. 12. 1598 (ebd., fol. 281<sup>v</sup>), der Tochter Magdalena am 20. 6. 1600 (ebd., fol. 287<sup>r</sup>), des Sohnes Wilhelm († 1613) am 11. 4. 1602 (LAELKB: L 22, S. 300) und des Sohnes Wolfgang († 1613) am 27. 2. 1604 (ebd., S. 317).

**39** LAELKB: L 41, S. 419 (11. 12. 1615).

Möglicherweise hing der Umzug nach Nürnberg nicht zuletzt mit beruflichen Gründen zusammen. Anders als der im Metallgewerbe tätige Vater betätigte sich der Sohn als Dockenmacher. Dieses Handwerk, das als Ausgangsmaterial anfangs noch Ton, erst seit dem 16. Jahrhundert überwiegend Holz und später Papiermaché benutzte, verfügte in der Stadt über eine zumindest aus dem 14. Jahrhundert herrührende Tradition.<sup>40</sup> Produziert wurden mit Flachs gefüllte oder geschnitzte Puppen („Docken“), also etwa Reiter, Figuren oder Tiere, die z. T. auch mit Papier, Stoff oder Fellen bekleidet bzw. überzogen wurden. Hergestellt haben die Dockenmacher aber auch anderes Spielzeug wie Steckenpferde oder Windmühlen, die mit zu dem berühmten „Nürnberger Tand“ gehörten, den die reichsstädtischen Kaufleute in großen Mengen exportierten. Die direkte Nähe zu den potentiellen Großabnehmern, welche die Waren u. a. in Italien oder im europäischen Osten absetzten, erleichterte wohl auch hier den Vertrieb der Produkte, die zu geringen Preisen in hohen Stückzahlen hergestellt wurden. Sozial gehörte die Familie nach der nur grob strukturierenden Ordnung des Rates von 1583 zum dritten von insgesamt vier Ständen; er umfasste gemeine Krämer und Handwerker, die nicht dem Genanntenstand, also dem (politisch weitgehend bedeutungslosen, aber immerhin prestigeträchtigen) Größeren Rat, angehörten.<sup>41</sup>

Neben seinem Brotberuf wurde Hans Weber bald nach seinem Zuzug unter den Nürnberger Meistersingern aktiv. Sein Eintritt in die Gesellschaft muss im Frühjahr 1587 erfolgt sein. Während ihn die früheren Mitgliederverzeichnisse und die Schulordnung von 1583 noch nicht erwähnen,<sup>42</sup> hielt er am Sonntag Oculi (19./29. März) 1587 seine erste Singschule ab und bewährte bei dieser Gelegenheit mit der ‚Krummen Spruchweise‘ zugleich den einzigen Ton, den er während seiner Laufbahn geschaffen zu haben scheint.<sup>43</sup> Wenig später datieren zugleich auch die ersten der sechs erhaltenen Meisterlieder aus seiner Feder, die sich zwischen Spätherbst 1587 und Oktober 1595 mit historischen Ereignissen und später

---

**40** GNM: Merkel Hs. 981, S. 236. – Schultheiß, Spielzeug, 1965, S. 425 f.; Wenzel, Spielzeugindustrie, 1967, S. 4–24; Wenzel, Papierdockenmacher, 1970. Zur Handwerksordnung vgl. Jegel, Handwerksrecht, 1965, S. 345 f.

**41** Endres, Sozialstrukturen, 1982, S. 45.

**42** Drescher, Meistersingerprotokolle I, 1897, S. 29–31, 36, 40, 46. Bei dem Anfang 1580 erwähnten „Schlenkerlein“ (ebd., S. 19) handelt es sich mit großer Wahrscheinlichkeit um einen Schreib- oder Lesefehler für Hans Renker(lein), der zu dieser Zeit gelegentlich in der Runde auftaucht (ebd., S. 17–26; vgl. Stahl, Meistersinger, 1982, S. 257; der dort genannte Zeitraum seiner Beteiligung an den Singen ist zu korrigieren auf 1579 bis 1583!).

**43** Näher Drescher, Meistersingerprotokolle I, 1897, S. 47. Der Ton wurde 1593 u. a. von Georg Hager für ein religiöses Lied benutzt (Bell, Hager I, 1947, S. 280; ebd. II, 1947, S. 91; ebd. IV, 1947, S. 1567).

auch mit religiösen Themen beschäftigten.<sup>44</sup> In den folgenden Jahren war Weber häufiger Teilnehmer bei Barsingen, Zechsingen und Hauptsingen,<sup>45</sup> bei denen er überwiegend Lieder mit historischen und biblischen Stoffen zum Besten gab, gelegentlich aber auch schwankartige Texte vortrug; wiederholt griff er dabei auf Lieder Benedict von Watts (1569–1616) zurück, der seinerseits den Ton Webers in seinen eigenen Aufzeichnungen festhielt.<sup>46</sup> Mit seinen Vortragskünsten gelang es Weber mehrmals, einen der begehrten Preise zugesprochen zu bekommen. Auch als Veranstalter von Singschulen trat er wiederholt und bis ins höhere Alter in Erscheinung.<sup>47</sup> Dass er sich bei der Abhaltung der Christtagsschule 1618 durch seinen Kollegen Hans Glöckler (1546–1621) vertreten lassen musste,<sup>48</sup> mag auf eine Erkrankung des bewährten Sängers deuten, der sich spätestens im Jahr 1620 aus der Gesellschaft zurückgezogen zu haben scheint.<sup>49</sup> Ob dies altershalber geschah oder im Vorfeld des Singschulstreits, der die Nürnberger Gesellschaft 1624 erschütterte,<sup>50</sup> ist nicht bekannt.

Hans I. Weber war aber nicht nur ein Meistersinger, der sich – allerdings mit einer langjährigen Pause von 1594 bis 1606 – mit großem Nachdruck am singerlichen Gemeinschaftsleben beteiligte; er betätigte sich auch als Dichter z. T. umfangreicher Spruchgedichte, mit denen er in der Reichsstadt offenbar weitreichende Popularität erlangen konnte. Insgesamt sind derzeit 16 Spruchdichtungen von ihm bekannt, die seine literarische Produktivität zwischen den Jahren 1587 und 1623 belegen und ausgesprochen häufig in handwerkerlichen Überlieferungen und in zeitgenössischen Chroniken tradiert wurden.<sup>51</sup> In den Gedich-

---

**44** RSM 13, 1989, S. 293–295.

**45** Drescher, Meistersingerprotokolle I, 1897, S. 52–182 (Weihnachten 1587–31. 8. 1617) passim. Bei den folgenden Nennungen ist nicht mehr klar, ob Hans Weber d.Ä. oder sein Sohn Hans d.J. gemeint ist, der seit Oktober 1608 neben seinem Vater und gelegentlich auch allein bei den Veranstaltungen auftrat (ebd. I, S. 112–194 passim; das Register ist leider unzuverlässig).

**46** Merzbacher, Meistersinger, 1987, S. 280, 302.

**47** Drescher, Meistersingerprotokolle I, 1897, S. 55 (Sonntag vor Jacobi 1588), 77 (11. 6. 1592), 99 (Weihnachten 1606), 112 (23. 10. 1608), 137 (Pfingsten 1612), 145 (22. 8. 1612), 162 (25. 6. 1615), 182 (31. 8. 1617).

**48** Drescher, Meistersingerprotokolle I, 1897, S. 194.

**49** Letzte Nennung am 23. 1. 1620 (Drescher, Meistersingerprotokolle I, 1897, S. 211).

**50** Dokumente etwa bei Bell, Hager I, 1947, S. 52–58.

**51** Auf einen Einzelnachweis der disparaten und angesichts der Quellenlage zwangsläufig lückenhaften Überlieferung wird an dieser Stelle verzichtet; die Texte sollen bei Gelegenheit in anderem Zusammenhang geschlossen vorgestellt werden. Weitere, hier nicht aufgeführte Texte, die nur in der Bearbeitung seines Sohnes vorliegen (dazu siehe unten), sind ihm mit großer Wahrscheinlichkeit zuzuschreiben.

ten beschäftigte sich Weber mit dem Lob bestimmter Handwerke,<sup>52</sup> behandelte aufsehenerregende Ereignisse freudiger<sup>53</sup> oder leidvoller Art<sup>54</sup> aus dem näheren Umfeld, bedichtete wichtige Einrichtungen des reichsstädtischen Gemeinwesens<sup>55</sup> oder Ereignisse der zeitgenössischen Politik<sup>56</sup> und versuchte sich auch in religiöser Belehrung.<sup>57</sup> Manche dieser Texte sind nur unikal überliefert, andere aber müssen sich großer Beliebtheit erfreut haben, sind sie doch in der handschriftlichen Chronistik ausgesprochen häufig und in mehreren Varianten festgehalten worden; einzelne Dichtungen wurden sogar als Einblattdrucke publiziert und noch bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts in überarbeiteten Fassungen von einzelnen Handwerkern immer wieder herausgegeben. Der in der Meistersangforschung wesentlich bekanntere Georg Hager (1552–1634), der z. T. die gleichen Anlässe in Spruchgedichten verewigte, hat innerhalb dieser populären Medien bemerkenswerterweise nur eine deutlich geringere Verbreitung erfahren. So muss Hans Weber wegen seiner Spruchpoeme zumindest an seinem Aufenthaltsort ein bekannter Mann gewesen sein.

Wahrscheinlich hing die breite Wahrnehmung der Schöpfungen Webers aber auch mit seinem Status als Spruchsprecher zusammen. Als Inhaber dieses offensichtlich für Nürnberg spezifischen Amtes<sup>58</sup> konnte er auf einen weiten Rezipientenkreis v. a. aus dem handwerkerlichen und kleinstädtischen Milieu, aber gelegentlich auch aus den höheren Ständen bauen, denen er mit passenden Gedichten für allerlei gesellige Anlässe zu Diensten war. Insbesondere die Lob-

---

**52** 1587: Spruch auf die Neberschmiede (Schraubenschmiede). – 1589: Spruch auf die Holz-, Bein-, Horn-, Metall- und Silberdrechsler. – 1596: Spruch auf die Zimmerleute. – 1596: Spruch auf die Tuchmacher. – 1602: Spruch auf die Sattler. – 1623: Spruch auf die Kompassmacher. – O.J.: Spruch auf die Rotgerber.

**53** 1587: Spruch auf die Renovierung des Schönen Brunnens. – 1600: Spruch auf den Schwerttanz der Messerer. – 1612: Spruch auf den Besuch Kaiser Matthias' in Nürnberg. – 1617: Spruch auf das Reformationsjubiläum.

**54** 1595: Spruch auf das Hochwasser. – 1602: Spruch auf den Brückeneinsturz am Wöhrder Türlein. – 1621: Leichspruch auf den Lorenzer Prediger Johann Schröder.

**55** 1622: Spruch auf das Nürnberger Spital.

**56** 1588: Spruch auf die Belagerung und Einnahme der Stadt Bonn. – Auch einige Meisterlieder Webers behandeln zeitgeschichtliche Themen (vgl. RSM 13, 1989, S. 293 f.).

**57** 1610: Geistliches ABC. – Weitere geistliche Themen unter den Meisterliedern (RSM 13, 1989, S. 294 f.).

**58** Als solches trägt es auch noch in den „Meistersingern“ Richard Wagners zum Lokalkolorit bei, wobei die beim Aufzug auf die Festwiese erwähnte Verleihung der Spruchsprecherwürde an Hans Sachs allerdings unhistorisch ist (Wagner, Meistersinger, 1983, S. 123: 3. Aufzug, 5. Szene). Als Versatzstück ‚mittelalterlichen Stadtlebens‘ wurde die Spruchsprecherfigur allerdings auch an Schauplätzen außerhalb Nürnbergs gerne literarisiert; vgl. etwa Birch-Pfeiffer, Pfeffer-Rösel, 1833, 5. Akt, 5. Szene.

sprüche auf die Handwerke werden in diesem Zusammenhang entstanden sein, gehörten derlei Vorträge doch zum festen Bestandteil handwerkerlichen Brauchtums, das bei den regelmäßigen Zusammenkünften der Meister gepflegt wurde. Wann Weber das Spruchsprecheramt übernommen hat, ist nicht eindeutig belegbar. Anders als bei früheren Amtsinhabern scheint Webers Ernennung nicht vom Rat direkt ausgesprochen worden zu sein,<sup>59</sup> sondern vom städtischen Rugamt<sup>60</sup>. Möglicherweise hat er die Funktion bereits 1587 ausgeübt, wenn ein Vermerk an der Überlieferung eines Meisterliedes tatsächlich zeitgenössisch ist.<sup>61</sup> Vielleicht ist der Amtsantritt aber auch erst später anzusetzen. Als Weber 1589 zusammen mit zwei seiner Meistersingerkollegen ins Blickfeld der Justiz geriet, da man in ihm den Verfasser eines Pasquills vermutete, wurde seine Stellung als Spruchsprecher jedenfalls nicht erwähnt.<sup>62</sup> Auch wird die Tätigkeit seines mutmaßlichen Amtsvorgängers Michael Springenklee (\* 1556)<sup>63</sup> gemeinhin auf die Zeit zwischen 1582 und 1594 datiert. Jedenfalls konnte Weber erst im Juni 1596 das silberne Handwerksschild der Zimmerleute entgegennehmen,<sup>64</sup> eine der Plaketten, die der Spruchsprecher bei seinen Auftritten als Ehrenzeichen vor der Brust trug. Zu diesem Zeitpunkt muss er seinen Status also bereits innegehabt haben. Wenn in dem gereimten Lebenslauf zur Erinnerung an seinen Sohn festgehalten wurde, Hans Weber sei „der Spruch-Sprächerey/ mit Ruhm [... bis] Ins ein und funffzigst Jahr“ zugetan gewesen,<sup>65</sup> so werden damit freilich nicht die Jahre seiner Amtsführung, sondern die seiner Beschäftigung mit der Spruchdichtung oder gar sein Lebensalter gemeint sein. Ohne Quellennachweis bleibt die Behauptung, Weber habe das Amt, in dem ihm später der Sohn nachfolgte, nur bis 1602 ausgeübt.<sup>66</sup> Tatsächlich hat er es wohl bis an sein Lebensende fortgeführt. Denn noch unter der posthumen Abschrift eines im März 1623 entstandenen Gedichts bezeichnete

---

59 Verschiedene Nachweise für die Rolle des Rates bei der Annahme des Spruchsprechers finden sich bei Hampe, *Volkslied II*, 1928, S. 255–275.

60 Vgl. Pfister, *Handbuch I*, 1830, S. 312.

61 Vgl. Pfister, *Handbuch I*, 1830, S. 312; Von Spruchsprechern, 1936 (die gleiche Jahreszahl – ohne Quellennachweis – als Beginn der Spruchsprechertätigkeit); RSM 13, 1989, S. 293.

62 StaatsAN: RV 1567, fol. 25<sup>r-v</sup> (31. 3. 1589); RV 1635, fol. 19<sup>v</sup> (8. 6. 1596). Dazu auch StadtBN: Amb. 72.2<sup>o</sup>, fol. 530<sup>r</sup>, Will I 236 b.2<sup>o</sup>, fol. 362<sup>r</sup> sowie Stahl, *Meistersinger*, 1982, S. 89.

63 Er war wahrscheinlich der Sohn des vor 1554 nachgewiesenen Nürnberger Meistersingers Gregorius Springenklee (RSM 12, 1989, S. 191) und wurde am 6. 11. 1556 getauft (LAELKB: Verkartung der Kirchenbücher).

64 StaatsAN: Rep. 52 a, Nr. 49, fol. 247<sup>r-v</sup>.

65 Cl: 8f.

66 Pfister, *Handbuch I*, 1830, S. 312; Von Spruchsprechern, 1936.

der Sohn seinen mittlerweile verstorbenen Vater als „spruchsprecher, vnd burger In Nirmberg“.<sup>67</sup>

Bekannt war Hans Weber in Nürnberg gemeinhin unter seinem Vulgonamen, der bei vielen Einwohnern den Taufnamen im täglichen Umgang mehr oder minder ersetzte bzw. bei der nicht seltenen Namensgleichheit eine genauere Identifizierung des Gemeinten erlaubte.<sup>68</sup> Webers Spitzname „Schlenkerlein“<sup>69</sup> leitet sich – wie schon Irene Stahl vermutet hat<sup>70</sup> – nicht etwa aus dem traditionellen Brustschmuck der Handwerksschilde ab, mit dem er beruflich unterwegs war.<sup>71</sup> Er bezog sich vielmehr wohl eher auf einen ‚schleudernden Gang‘<sup>72</sup> oder gar auf eine körperliche Behinderung,<sup>73</sup> die beim Gehen besonders auffällig war. In den Protokollen des Nürnberger Rats wird er so beispielsweise als „Hans Weber mit dem schlencker fuß“<sup>74</sup> oder als „Schlenckerfüßlin“<sup>75</sup> bezeichnet. Es ist auffällig, dass sich dieser Übername auch auf den Sohn Wilhelm Weber übertrug und noch etliche Jahre nach dem Tod des Vaters „insgemein“ üblich war. Noch 1632 wurde dieser derart titulierte,<sup>76</sup> ohne dass eine körperliche Behinderung vorgelegen zu haben scheint. Schon zu seinen Lebzeiten mag sich dieser ursprünglich individuelle Übername Hans Webers zu einer Art Berufsbezeichnung<sup>77</sup> verfestigt haben. Ein Chronist, der 1661 den Tod Wilhelm Webers vermeldete, operierte sogar mit drei Entsprechungen, wenn er ‚teutscher Poet‘, ‚Spruchsprecher‘ und ‚Schlenkerlein‘ parallelisierte.<sup>78</sup> Selbst noch am Ende des 18. Jahrhunderts war

---

**67** Die Abschrift des Spruchgedichts von den Kompassmachern durch den Sohn entstand am 27. 5. 1636 (GNM: 2<sup>o</sup> Hs. 121.556, fol. 4<sup>v</sup>).

**68** Dazu vgl. Bock, Spitznamen, 1954/59.

**69** So titulierte er sich auch in der Teichnerformel innerhalb seiner Spruchgedichte gelegentlich: „[...] Hannß Weber | Sonst werd Jch der Schlenckerlein genannt. | der ganzen Statt ganz wol bekant.“ (StaatsAN: Rep. 52 a, Nr. 49, fol. 454<sup>r</sup>).

**70** Stahl, Meistersinger, 1982, S. 316 f.

**71** So bereits Wagenseil, Meistersinger, 1697, S. 480.

**72** Grimm, DWb 15, 1991, Sp. 636 („Schlenkerbein“); vgl. auch Heinsius, Wb. IV/1, 1822, S. 236.

**73** Auch die Herkunft der berühmten Bamberger Wirtshaus- und Bierbezeichnung im späten 19. Jahrhundert wird ähnlich hergeleitet (<http://www.schlenkerla.de/schlenkerla/chronik/chronik.html>).

**74** StaatsAN: RV 1567, fol. 25<sup>r-v</sup> (31. 3. 1589).

**75** StaatsAN: RV 1635, fol. 19<sup>v</sup> (8. 6. 1596). Eine solche Bezeichnung war durchaus auch andernorts üblich: so wurde etwa der Augsburger Geistliche Georg Eckhard (vor 1520–1583) mit dem gleichen Übernamen belegt (Wiedemann, PFB Augsburg, 1962, Nr. 45).

**76** Siehe A3: 52; ebenso StaatsAN: RV 2132, fol. 101<sup>r-v</sup> (5. 3. 1632).

**77** Vgl. Schmeller, Bayerisches Wb. II, 1877, Sp. 529; Grimm, DWb 15, 1991, Sp. 636; Bock, Spitznamen, 1954, S. 115.

**78** UBE: Ms. B 159/2, fol. 172<sup>r</sup>: „Ein teutscher poet (, oder, mit Nammen der spruchsprecher) (oder Jtziger Zeit der schlengerlein genandt) Wilhelm Weber, mit Nammen“.

die mundartliche Bezeichnung „Schlenkerla“ für den Spruchsprecher präsent: Johann Conrad Grübel (1736–1809), der damals wehmütig „Die alten Späße“ der früheren Zeiten besang,<sup>79</sup> bediente sich dieses Appellativs wie selbstverständlich. Es ist anzunehmen, dass sich die Bezeichnung mittlerweile verselbständigt hatte, ohne dass deren Herkunft noch bekannt war.

Bei seinem Tod, der in eben dem Spital erfolgte, das er einst bedichtet hatte, muss Hans Weber in der Stadt innerhalb der Bevölkerung jedenfalls recht prominent gewesen sein. Nicht nur wurde er anlässlich seines Begräbnisses im Ratstotenbuch als „Dockenmacher, und Teutscher Poet“ bezeichnet;<sup>80</sup> auch eine gut unterrichtete Chronik vermeldete, dass „Hannß Weber dockhenmacher, vnd Spruch Sprecher, Sonsten Schlenckerlein genant worden, zu der Erden Bestetti-get worden“ sei.<sup>81</sup>

## 2.2 Jugend und Bildungsgang

Das vorletzte Kind des Ehepaars Hans und Emerentia Weber, der Sohn Wilhelm, wurde in der zweiten Aprilwoche des Jahres 1602 geboren und der Sitte der Zeit gemäß wohl unmittelbar danach am 11. April 1602 getauft.<sup>82</sup>

### 2.2.1 Schulbildung

Über die Kindheit und Jugend des jungen Weber gibt es keine unmittelbaren Nachrichten. Wenn gelegentlich behauptet wurde, er habe in dieser Zeit „eine gute schulbildung“ genossen,<sup>83</sup> so bleibt diese Aussage recht unpräzise. Denn der Beleg dafür – die Nachricht Wagenseils, Weber habe antike Autoren wie Flavius Josephus, Vergil, Ovid oder Plinius nahezu auswendig gekonnt<sup>84</sup> – bezieht sich ausdrücklich auf deren deutsche Übersetzungen. In den Lateinschulen, die allein für die ‚gute Schulbildung‘ zuständig waren, wurden diese Werke aber ausschließlich in der Originalsprache gelesen, wie auch nahezu der gesamte Unterricht in der Gelehrtensprache stattfand.<sup>85</sup> Weber hat das Lateinische hingenommen.

<sup>79</sup> Grübel, Werke, 1857, S. 99–102, hier S. 100.

<sup>80</sup> StaatsAN: Rep. 65/II, Nr. 28, fol. 73 (Tote im Spital, August 1623).

<sup>81</sup> StadtBN: Amb. 120.2°, S. 433 (4. 8. 1623).

<sup>82</sup> LAELKB: L 22, S. 300 (11. 4. 1602).

<sup>83</sup> Holstein, Weber, 1884, S. 167.

<sup>84</sup> Wagenseil, Meistersinger, 1697, S. 466.

<sup>85</sup> Jäger, Schule I, 1981, S. 6.

gen nicht oder allenfalls sehr rudimentär beherrscht, wie seine spätere Deposition in Altdorf zeigt.<sup>86</sup> Wenn er in seinen Dichtungen gelegentlich einige lateinische Fremdwörter verwendete oder römische Namensformen korrekt flektierte, so dürfte dies den üblichen Sprachkenntnissen auch eines kleinbürgerlichen Milieus entsprochen haben. Keinesfalls reichte es aber hin, die Klassiker in der Ursprache zu lesen. Seine Kenntnisse in der antiken Literatur hat Weber sich also durch selbständige, allerdings offensichtlich intensive Lektüre erarbeitet. In der Schule konnte er hierbei kaum Anregungen erfahren.

Besucht hat der junge Weber auf jeden Fall eine der „Teutschen Schulen“, wie sie in der im Bildungswesen sehr fortschrittlichen Reichsstadt in großer Zahl existierten.<sup>87</sup> 1613, als der Rat erstmals eine formelle Ordnung für die Schulmeister dekretierte,<sup>88</sup> wurden in Nürnberg nicht weniger als 75 solcher Einrichtungen gezählt, die von selbständigen Schulhaltern unter kommerziellen Gesichtspunkten geführt wurden.<sup>89</sup> Im Laufe des 17. Jahrhunderts, in dem der Magistrat immer wieder Zulassungsbeschränkungen erließ, bewegte sich die Zahl gewöhnlich zwischen etwa 25 und 35 Deutschen Schulen, die streng überwacht und reglementiert wurden.<sup>90</sup> Insbesondere achtete die Obrigkeit mit Nachdruck auf die Qualität der Lehrer, die – wie die Handwerker auch – eine zeitlich festgelegte Ausbildung und eine abschließende Prüfung absolvieren mussten, ehe sie sich mit einer eigenen Schule selbständig machen durften. Daneben existierte eine größere Zahl von „Winkelschulen“, die ohne Erlaubnis des Rates oft nur nebenberuflich von Handwerkern, Hochzeitladern, Predigtamtskandidaten oder auch Vaganten betrieben und immer wieder Ziel von Verboten wurden.<sup>91</sup> In den 1630 Jahren soll es davon über 80 in der Reichsstadt gegeben haben.

Im Alter von etwa fünf bis sechs Jahren traten die Söhne, gelegentlich auch die Töchter aus kleinbürgerlich-handwerkerlichen Familien in eine dieser miteinander konkurrierenden Einrichtungen ein, deren Schulgeld nach der Zahl der Unterrichtsstunden ausgehandelt wurde. Auswärtige Zöglinge lebten und lernten dort in der Art eines Internats mit älteren Schülern zusammen, während die in Nürnberg Ansässigen nur den Unterricht besuchten. Von den Schulmeistern,

---

**86** Vgl. A8: 292–302.

**87** Die vom Rat 1614 erlassene Ordnung für die deutschen Schulen begrenzte ihre Zahl dann auf 48 (Endres, *Bildungswesen*, 1984, S. 127 f.).

**88** Pfister, *Handbuch II*, 1833, S. 337.

**89** Das Folgende nach Endres, *Bildungswesen*, 1984, S. 119–128. Zum Teil identisch, zum Teil etwas ausführlicher auch Endres, *Schulwesen*, 1983; ähnlich Endres, *Bedeutung*, 1983. Eingehend Antl, *Elementarschulwesen*, 1988.

**90** Antl, *Elementarschulwesen*, 1988, S. 90 f.

**91** Antl, *Elementarschulwesen*, 1988, S. 92–95.

die überwiegend selbst aus dem Handwerkerstand kamen, sich aber gelegentlich auch aus Studienabbrechern und Behinderten rekrutierten, wurden sie nach verschiedenen Methoden zunächst im Schreiben und Lesen unterrichtet. Als Übungsmaterial für die Leseerziehung dienten neben elementaren Lesebüchern häufig die Sprüche Salomonis, die Psalmen, dann die gesamte Heilige Schrift oder Luthers Kleiner Katechismus. Für die Abschreibeübungen zog man dann nicht nur deutsche Texte – oft aus der Bibel – und Fabeln, sondern immer wieder auch lateinische Texte heran. Das sollte den Schülern zumindest einige schmale Grundkenntnisse in der Gelehrtensprache vermitteln, die namentlich für die vornehmeren Handwerke nicht ganz unwichtig waren. Vertraut gemacht wurden die Zöglinge daneben mit deutschen Briefmustern, mit Urkunden- und Vertragsformularen, aus denen sie nicht nur die korrekte Anwendung sprachlicher und rechtlicher Formeln erlernten, sondern auch praktisches Rüstzeug für die spätere Berufstätigkeit erhielten.

Die schulischen Lektüren dienten auch vom Inhalt her in erster Linie einem pädagogischen Zweck. Lebensregeln und lehrhafte Sprüche wurden erlernt, um einen stets memorierbaren Vorrat an praktischer Lebensweisheit anzulegen, der Katechismus Luthers diente seit 1553 als obligatorisches Lehrbuch für alle Fragen des moralischen Verhaltens, der religiösen Lebensgestaltung und der Gemeinschaftserziehung. Möglicherweise wurden als derart lehrhafte Texte auch Spruchdichtungen oder Dramen von Hans Sachs gelesen, wie dies aus dem schwäbischen Raum etwa für die gleiche Zeit belegt ist.<sup>92</sup> Großer Wert wurde auch auf die musische Erziehung gelegt. Das Schlagen der Laute und das Singen deutscher (Kirchen-) Lieder gehörte mit zum regelmäßigen Lehrprogramm, zumal gerade arme Schüler sich mit obrigkeitlicher Erlaubnis dadurch ein Zubrot verdienen konnten.

Praktisch ausgerichtet war schließlich der Unterricht im Rechnen. Neben den Grundrechenarten und dem Bruchrechnen stand hier in erster Linie angewandtes kaufmännisches Rechnen im Mittelpunkt. Münzumrechnungen, Transportkostenberechnungen, einfache oder gar doppelte Buchführung gehörten mit zu einem Pensum, das die künftigen Handwerker und Händler auf die Erfordernisse ihres Berufsalltags vorbereiten sollte. Vielen Lehrern nützte dabei ihre Erfahrung als ehemalige Handlungsdienere, durch die sie Einblicke in die internen Abläufe der Geschäftstätigkeit gewonnen hatten.

Mit dieser ausgesprochen praktischen Zielsetzung der Elementarschulen, die am Berufsbild des Handwerkers und Händlers orientiert waren, galt das Nürnberger Bildungswesen in vielem als Vorbild für die Organisation des Schulwesens in

---

<sup>92</sup> Vgl. Eichler, Vogel, 1896, S. 393; Eichler, Nachleben, 1904, S. 73; Junge, Vogel, 1935, S. 108.

anderen süddeutschen und mitteldeutschen Gemeinwesen.<sup>93</sup> Es stellte eine breite Alphabetisierung der (überwiegend männlichen) Jugend sicher,<sup>94</sup> die für das Florieren der spezialisierten Handwerke in der Reichsstadt unerlässlich war, und es sorgte zugleich für eine Vorbereitung auf die Berufspraxis, die v. a. für selbständige Handwerker und Gewerbetreibende, aber auch für qualifizierte Mitarbeiter von großer Bedeutung war. Auch ohne die Absolvierung einer der vier weiterführenden städtischen Lateinschulen, die auf einen akademischen Bildungsgang vorbereiteten, wurde hier die Grundlage für eine Breitenbildung in unterschiedlichen Fächern gelegt, die ganz auf die Lebenserfordernisse der Bevölkerungsmehrheit ausgelegt war.

Deutlich wird anhand dieses Lehrpensums aber auch, dass die Teilhabe am kulturellen Leben durch die Schreib- und Rechenmeisterschulen zwar grundsätzlich ermöglicht, aber nicht eigentlich gefördert wurde. Insbesondere die ‚literarische‘ Bildung spielte auf der Ebene der Deutschen Schulen mit ihrem pragmatisch orientierten Unterricht kaum eine Rolle. Sie war den Lateinischen Schulen vorbehalten, in denen seit dem 16. Jahrhundert nicht nur die Gegenstände, sondern auch die Unterrichtssprache am humanistischen Bildungsideal ausgerichtet waren. Diese Einrichtungen wurden zwar nicht selten zumindest für einige Zeit auch von zukünftigen Handwerkern besucht,<sup>95</sup> die sich hier Grundkenntnisse des Latein aneigneten, das für bestimmte kunsthandwerkliche Berufszweige unentbehrlich war. Der junge Weber gehörte freilich sicher nicht dazu. Er musste sich seine Bildungserfahrungen mehr oder minder autodiaktisch erarbeiten, wofür bei ihm allerdings auch besonders gute Ausgangsvoraussetzungen bestanden.

---

**93** Leder, Kirche, 1973, S. 23.

**94** Endres, Sozialstrukturen, 1982, S. 59.

**95** Hans Sachs etwa besuchte die Lateinschule bereits ab dem Alter von sieben Jahren bis ins 15. Lebensjahr, ehe er seine Lehre als Schuhmacher begann („Süma all meiner gedicht“ von 1566; vgl. Sachs-KG 21, 1892, S. 337; dazu neuerdings Lepper, Lesen, 2005). Eine relativ fundierte altsprachliche Bildung erfuhr auch der Zwickauer Tuchmacherssohn Wolfgang Ferber, der später als kursächsischer Pritschmeister durch zahlreiche Werke Bekanntheit erlangte, sich nebenbei aber auch als Gastwirt betätigte (Bachler, Ferber, 1930, S. 1). Der aus dem Württembergischen stammende spätere Bader und gekrönte deutsche Poet Jacob Vogel, der mit Weber in mancher Hinsicht zu vergleichen ist, konnte die Lateinschule dagegen nur ein halbes Jahr lang besuchen (Eichler, Vogel, 1896, S. 389).

### 2.2.2 Lektüren und Anregungen

Wilhelm Weber wuchs in einer Familie heran, deren Sichtkreis nicht lediglich auf die Sicherung des Überlebens oder wirtschaftliches Reüssieren beschränkt war. Zwar war der Vater noch in seinem erlernten Beruf als Handwerker tätig gewesen; bemerkenswert aber war, dass in der Familie nicht nur traditionell gewisse literarische Interessen gepflegt wurden, sondern der Haushaltsvorstand sein Geld auch zu einem wesentlichen Teil mit seiner Spruchsprechertätigkeit verdiente. Mehr als in anderen Verhältnissen setzte dies ein gewisses Verständnis für die Muttersprache voraus und erforderte auch die rezeptive Wahrnehmung (milieu-adäquater) ‚Dichtung‘. Notwendig für die Tätigkeit des Spruchsprechers war zudem ein produktives Interesse an den Verfahren der Leser- bzw. Hörersteuerung und an der Vermittlung anerkannter Inhalte, auf die man seine poetischen Schöpfungen hin auszulegen hatte. Stoffe und Motive für die dichterische Verarbeitung von Wissensinhalten fand man nicht nur im alltäglichen Stadtleben vor, sondern man hatte sich um sie in der geschriebenen Literatur auch selbständig zu bemühen. Die frühen Bildungserfahrungen des Knaben wurden ohne Zweifel auch durch diese spezielle Situation des Elternhauses beeinflusst. Wenn man davon ausgeht, dass unterhalb der herrschenden und besitzenden Schichten die Vermittlung von Wissensinhalten in der Frühneuzeit im Wesentlichen auf oralem oder ‚semiliterarischem‘ Wege erfolgte,<sup>96</sup> so musste gerade den Eltern als den frühesten Bezugspersonen und Vorbildern, ihrer Tätigkeit und Lebenswirklichkeit hierbei eine wichtige Rolle zukommen. Immerhin lässt sich beobachten, dass auch der 13 Jahre ältere Bruder Hans II. durch die Interessen des Vaters nicht unerheblich geprägt worden zu sein scheint. Dieser nahm ab einem Alter von etwa 17 Jahren gelegentlich an den Singschulen der Meistersinger teil<sup>97</sup> und trug dort v. a. biblische Lieder, aber vereinzelt auch solche mit historischen Stoffen vor.<sup>98</sup> An der Pfingstschule des Jahres 1612 gelang es ihm sogar, im Hauptsingen den „David“ zu gewinnen. Erst mit der eigenen beruflichen Etablierung scheint das Interesse Hans' II. an der meisterlichen Singekunst erloschen zu sein; mög-

---

<sup>96</sup> Schenda, Kommunikationsformen, 1985, S. 457.

<sup>97</sup> Die erste Nennung erfolgte am 31. 8. 1606 (Drescher, Meistersingerprotokolle I, 1897, S. 96); vgl. auch Stahl, Meistersinger, 1982, S. 318. Die Teilnahme junger Sänger an den Singschulen war nicht völlig ungewöhnlich. Georg Hagers Sohn Philipp war bei seinem ersten Auftritt 1612 erst knapp 13 Jahre alt (ebd., S. 187).

<sup>98</sup> Drescher, Meistersingerprotokolle I, 1897, S. 98, 112, 114, 116, 127, 137, 140–144; die Nennungen der Protokolle ab 1618 sind wegen fehlender Unterscheidung zwischen dem älteren und dem jüngeren Weber nicht mehr eindeutig zuzuordnen).

licherweise hat er Nürnberg 1620 oder später aber auch verlassen, da ein Begräbnisdatum in den Nürnberger Kirchenbüchern nicht nachweisbar ist.

Man wird sich den Fundus der Bildungsschätze, die dem Knaben zugänglich waren, sicher nicht allzu üppig vorstellen dürfen,<sup>99</sup> wengleich er auf der anderen Seite aber auch nicht geradezu dürftig war. Immerhin berichtete Weber in höherem Alter stolz, dass er „die Bücher für die Hand nam“, sobald ihm der „Verstand nur kam“,<sup>100</sup> und dass er darüber „Ein fein und gut Ingenium Auff Vers und allerhand Sachen“ entwickeln konnte.<sup>101</sup> Bereits erwähnt wurde, dass Weber offensichtlich mit Begeisterung die deutschen Übersetzungen einzelner antiker Autoren las und nahezu auswendig lernte. Die Vermittlung von Geschichtswissen, die sich bei nicht-lateinkundigen Interessenten des 16. Jahrhunderts noch vorrangig über die Rezeption von Chroniken und Romanen, von Meisterliedern, Reimsprüchen und Dramen vollzog,<sup>102</sup> griff hier offensichtlich bereits primär auf die Quellen selbst zurück – zumindest sofern sie in volkssprachlichen Versionen vorlagen. Die Erweiterung des Bildungskanons und der Vermittlungsmedien durch die Humanisten, die zunächst noch auf eine mehr oder minder abgeschlossene akademische Elite beschränkt gewesen war, war mittlerweile also auch bis ins Kleinbürgertum durchgedrungen, auch wenn hier eine gewisse milieuspezifische Eingrenzung des ursprünglich breiteren literarischen Fundus unverkennbar ist. Auf Interesse im bildungsbeflisseneren Teil der handwerkerlichen Haushalte scheinen nämlich in erster Linie Schriftsteller gestoßen zu sein, die handlungsreiche, spannend und unterhaltend zu lesende Geschehnisse erzählten, seien diese nun (im heutigen Verständnis) historischer oder mythologischer Art. Bestens vertraut war Weber beispielsweise mit Flavius Josephus und seiner „Geschichte des Jüdischen Krieges“ bzw. seinen „Jüdischen Altertümern“,<sup>103</sup> mit Vergil und seiner „Aeneis“<sup>104</sup> und den „Metamorphosen“ des Ovid,<sup>105</sup> die sämtlich seit der

---

**99** Einen statistisch untermauerten Einblick in die zeitgenössischen französischen Verhältnisse bietet Chartier, *Lesewelten*, 1990, S. 55–90. Ausgesprochen materialreiche und für die süddeutschen Umstände wesentlich ergiebiger Informationen bei Paschen, *Buchproduktion*, 1995, insbes. S. 9–41.

**100** A52: 9 f.

**101** A52: 14 f.

**102** Brunner, *Troya*, 1989, S. 70 f.

**103** Den „Jüdischen Altertümern“ entnahm Weber beispielsweise den Stoff zu A10. Sie lagen seit 1531 in einer mehrfach gedruckten deutschen Übersetzung von Caspar Hedio (1494–1552) vor (Worstbrock, *Antikerezeption I*, 1976, S. 79–82); auch Zacharias Müntzer (um 1530/35–1586) hat dazu später eine Übersetzung vorgelegt.

**104** Die erste Übersetzung – durch Thomas Murner (1475 – um 1537) – wurde ab 1515 mehrfach gedruckt (Worstbrock, *Antikerezeption I*, 1976, S. 158 f.).

**105** Die Übersetzung Jörg Wickrams erschien 1545 (Worstbrock, *Antikerezeption I*, 1976, S. 109 f.).

ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in deutscher Übersetzung vorlagen. Bei dem in diesem Zusammenhang ebenfalls genannten Plinius wird es sich wohl eher um den älteren Namensträger mit seiner „Naturgeschichte“<sup>106</sup> als um dessen jüngeren Neffen mit seinen Briefen aus der trajanischen Zeit gehandelt haben. Webers Kenntnis dieser Schriften scheint so weit gegangen zu sein, dass er praktisch auf Zuruf Spruchdichtungen extemporieren konnte, die immer wieder auf die genannten Werke Bezug nahmen.<sup>107</sup> Daneben scheint er aber auch Homers „Odyssee“<sup>108</sup> und „Ab urbe condita“ von Livius<sup>109</sup> zumindest oberflächlich gekannt zu haben. Über ein Bücherverzeichnis der Familie Weber, wie es von dem ungleich belese- neren und an der Dokumentation seines Schaffens interessierteren Hans Sachs erhalten ist,<sup>110</sup> verfügen wir allerdings nicht, und auch ansonsten sind nur spärliche und nicht immer eindeutig zu interpretierende Quellen vorhanden.

Immerhin würde eine solche Lektüreliste aber auch nur einen Teil möglicher Lektüren nachzeichnen können; vielfältige andere Bildungserfahrungen blieben davon ausgeklammert. Tatsächlich ist der Bildungsgang des Einzelnen auch in der Frühen Neuzeit wesentlich komplexer strukturiert als es ein Bibliothekskatalog abbilden könnte. Schriftliche und orale Traditionen innerhalb der Familie spielten hier eine ebenso große Rolle wie Anregungen aus dem jeweiligen Kontaktkreis und Milieu sowie eigene, frühe oder spätere Lebenserfahrungen. Neben diese Einflüsse aus einem informellen Bildungsbereich traten die Lernstoffe, wie sie durch die institutionellen Lehrinrichtungen – Schule und Kirche – vermittelt wurden. Sie sorgten parallel zur individuellen, ‚privaten‘ Anregung und Ausrichtung für eine Überlagerung und Weiterentwicklung des Wissensfundus, der dann später auch für die eigenen literarischen Werke verfügbar wurde. Die spärlich überkommenen Materialien erlauben es sicher nicht, eine regelrechte ‚Bildungsgeschichte‘ des jungen Mannes zu entwerfen; sie ermöglichen aber doch immerhin einige Feststellungen über die Art der aufgenommenen Bildungsinhalte, die Wissensbereiche, denen sie zugehören, und über ihre Urheber, Vermittler und Medien.

---

**106** Eine deutsche Teilübersetzung durch Heinrich von Eppendorf wurde seit 1543 im Druck vertrieben (Worstbrock, *Antikerezeption I*, 1976, S. 115). Auf den älteren Plinius wurde auch in den Meisterliedern wesentlich häufiger als Quelle zurückgegriffen als auf den jüngeren (RSM 16, 1996, S. 245f.).

**107** Wagenseil, *Commentatio*, 1697, S. 466.

**108** Sie lag seit 1537 in einer deutschen Übersetzung durch Simon Schaidenreisser vor (Worstbrock, *Antikerezeption I*, 1976, S. 78).

**109** Die von Zacharias Müntzer besorgte Übersetzung wurde zwischen 1568 und 1619 mindestens elfmal aufgelegt und war mit aufwendigen Holzschnitten von Tobias Stimmer (1539–1584) ausgeziert (Livius, *Von Ankunft*, 1575).

**110** Vgl. etwa Milde, *Bücherverzeichnis*, 1994; Wingen-Trennhaus, *Quellen*, 1995.

Zentrale Bedeutung unter den verfügbaren Wissensressourcen nahmen – wie für die Zeit typisch – diejenigen ein, die man im engeren Sinne als religiös bezeichnen kann. Gerade Nürnberg verfügte über eine immer wieder belebte Tradition der institutionalisierten religiösen Kinderlehre, in der Geistliche leicht fasslich die Glaubensgrundlagen nach dem lutherischen Katechismus vermittelten.<sup>111</sup> Darüber hinaus war in protestantischen Haushalten namentlich die Bibel allgegenwärtig. Die immer wieder gelesenen Episoden des Alten und Neuen Testaments machten nicht etwa nur mit religiösen Glaubenswahrheiten vertraut; sie beanspruchten durchaus auch, Sach- und Geschichtswissen zu vermitteln. Immerhin wurden die dort berichteten Vorfälle für historisch gehalten, und es ließ sich anhand der erzählten Ereignisse ein breiter Vorrat an Exempeln und Vorbildern ausbilden, der für autoritative Herleitungen und Wertungen nützlich und wichtig war. Die Bücher des Alten und Neuen Testaments bildeten also nicht nur die „Heilige Schrift“ in einem emphatischen Sinne, sondern auch ein Geschichtsbuch, das der lebenspraktischen Verwendbarkeit der Historie als „magistra vitae“ zusätzliche Geltung verschaffte.<sup>112</sup> So kann die Funktion der Bibel als didaktisches Instrument, als allgegenwärtiger Einordnungs- und Rechtfertigungshorizont für Denken, Argumentieren und Weltsicht, aber auch als Stoff- und Motivlieferant, als Mittel kultureller Traditionsbildung gerade auch für die bildungsferneren Milieus der Frühen Neuzeit kaum überschätzt werden. Das gleiche gilt für die sprachdidaktische Rolle gerade der Lutherschen Bibelübersetzung, deren sprachliche Kraft, deren Bilder und Formeln den Ausdruck ihrer Benutzer desto mehr prägte, je weniger ‚profane‘ Schriften in Konkurrenz zur religiösen Lektüre (und der gottesdienstlichen Verkündigung) traten. Es wird deshalb nicht verwundern, wenn Weber in seinen späteren Dichtungen weit mehr noch als der im humanistischen Bildungswissen heimischere Hans Sachs mit Vorliebe die Bibel als Beleg für historische Herleitungen und Exempel herangezogen hat.

Unterstützt wurde die Vermittlung von Glaubenswahrheiten, die Festigung religiöser Überzeugungen und die Herstellung von Bezügen zwischen alltäglichen Erfahrungen und autoritativer Überlieferung zudem durch eine weit verbreitete Anleitungs- und Erbauungsliteratur. Dazu gehörte – im protestantischen Kleinbürgerhaushalt – wohl vor allem der Kleine Katechismus Martin Luthers, der die Grundüberzeugungen der reformatorischen Kirche Augsburger Konfession in Bezug auf die Zehn Gebote, das Glaubensbekenntnis, das Vaterunser und die beiden Sakramente präzise zusammenfasste. Durch die klare, übersichtliche Strukturierung, die Darbietung der Lehrinhalte in Fragen und Antworten, die an-

---

111 Antl, Elementarschulwesen, 1988, S. 177–184.

112 Vgl. Brückner, Historien, 1974, S. 35–53.

schauliche Sprache und die daraus resultierende leichte Memorierbarkeit fand er nicht zuletzt bei der Belehrung von Kindern und Erwachsenen alltägliche und praktische Verwendung.

Aber auch weitere Schriften scheinen im elterlichen Hause zu Rate gezogen worden zu sein. So zitiert Weber in einer seiner Spruchdichtungen später selbst die berühmten biblischen „Summarien“ des Veit Dietrich (1506–1549),<sup>113</sup> die ab 1545 allein bis zum Ende des 16. Jahrhunderts zehn Folgeauflagen erfahren hatten.<sup>114</sup> Von ihrem Verfasser, einem Weggefährten Luthers und Melanchthons und Pfarrer in Nürnberg, waren sie als Mittel konzipiert worden, gerade Jugendliche und Ungelehrte zur Heiligen Schrift zu geleiten.<sup>115</sup> So bildete das Buch eine Art Exzerpt der Heiligen Schrift. In der Folge der biblischen Bücher versammelte es kurze Auslegungen der zentralen Lehrinhalte einzelner Kapitel, wobei es auf problematische Subtilitäten verzichtete, mit einer allgemeinverständlichen Sprache aufwartete und auch die Polemik gegenüber ‚papistischer‘ Kirchenpraxis und Bibelinterpretation immer wieder durchscheinen ließ. Die Sammlung sah sich als Vorbereitung auf die eigene Bibellektüre bzw. als Anleitung für das Verständnis von Predigttexten und war offensichtlich bestens geeignet, auch bildungsfernen Lesern die „eygentliche[...] deutung“<sup>116</sup> und „die rechte meinung“<sup>117</sup> der Heiligen Schrift nahezubringen. Über das Lernen und Wissen sollte so auch die Lebensgestaltung beeinflusst und letztendlich der Weg zur Seligkeit vorbereitet werden. Die Nürnbergsche Kirche bediente sich des populären Werks noch Mitte des 18. Jahrhunderts, und noch bis ins 20. Jahrhundert wurde es in den Wochenbetstunden innerhalb der bayerischen evangelischen Landeskirche benutzt.<sup>118</sup>

Zumindest zu vermuten ist, dass im väterlichen Haus neben diesen ‚Klassikern‘ der evangelischen Katechese auch das eine oder andere Werk von Johann Schröder (1572–1621)<sup>119</sup> verfügbar war. Schröder war ein seit 1611 in Nürnberg tätiger Prediger, der neben seiner Veröffentlichungstätigkeit als Kontroverstheologe und Dogmenhistoriker auch als Verfasser volkstümlicher Schriften wie ge-

---

**113** Siehe A29: 19–36.

**114** Klaus, Dietrich, 1958, S. 6; vorausgegangen waren Separatpublikationen der Summarien des Alten und Neuen Testaments 1541 und 1544.

**115** Vgl. „Vitus Dietrich An den Christlichen Leser“ (Dietrich, Summaria, 1545, fol. I<sup>r</sup>) und die Dedikation an Markgraf Albrecht von Brandenburg (ebd., fol. II<sup>r</sup>-III<sup>r</sup>).

**116** Dietrich, Summaria, 1545, fol. I<sup>r</sup>.

**117** Dietrich, Summaria, 1545, fol. II<sup>r</sup>.

**118** Klaus, Dietrich, 1958, S. 6.

**119** Will/Nopitsch, NGL 3, 1757, S. 582–588; ebd. 8, 1808, S. 135 f.; Simon, PFB Nürnberg, 1965, Nr. 1270.

reimter Bibelsummarien<sup>120</sup>, von Instruktionsschriften für die Jugend,<sup>121</sup> Predigten und populär-exegetischen Werken hervorgetreten war. Verschiedene seiner leicht fasslichen Schriften wurden auch im Schulunterricht verwendet.<sup>122</sup> Webers Vater hatte sich im Jahr des Reformationsjubiläums nicht nur der gleichen Thematik wie der bei St. Lorenz tätige Geistliche gewidmet, der die „Finsterniß“ unter dem Papsttum und das lichtbringende Wirken Luthers gleich in drei Predigten behandelt hatte;<sup>123</sup> er hatte wenige Jahre darauf 1621 für den Lorenzer Pfarrer 1621 darüber hinaus einen Leichspruch verfasst – Zeichen einer auch persönlichen Nähe zu dem in allen Ständen Nürnbergs außerordentlich beliebten Theologen, in dessen Pfarrsprengel auch die Familie Weber wohnte.

Immerhin bemerkenswert ist der Umstand, dass der Protestant Weber darüber hinaus offensichtlich auch im Genre der Heiligenlegenden durchaus bewandert war. Darauf deutet eine Bezugnahme auf die „Legenda aurea“, der er 1639 das Motiv vom Märtyrertod des Heiligen Ignatius von Antiocheia entnahm.<sup>124</sup> Mutmaßlich der gleichen Quelle entstammt sein detailliertes Wissen um den Heiligen Christophorus, den er schon im Vorjahr zum Gegenstand eines Neujahrsgedichts gemacht hatte (A18). Handelt es sich in einen Fall um ein (für den evangelischen Bereich) eher randständiges Motiv, so verfügte Weber im anderen Fall über ein Detailwissen, das in diesem Fall allerdings durch die Auslegung eines einschlägigen Holzschnittes durch Martin Luther oder die damit angestoßene Deutungstradition vermittelt wurde. Referenzen auf die Heiligen Sebald, Sebastian oder Jakobus<sup>125</sup> stellen demgegenüber wohl eher allgemeines Bildungsgut dar, die auch auf andere Weise vermittelt worden sein können.

Ein Bindeglied zwischen schriftlich und oral vermitteltem Glaubensgut stellte die Predigtliteratur dar. In gedruckten Sammlungen oder als Kasualdrucke in Flugschriftform waren sie in den Haushalten verhältnismäßig weit verbreitet und wurden häufig als private Andachts- und Belehrungslektüre rezipiert. Mehr noch aber konnte die öffentliche Verkündigung und Auslegung von Textstellen während des sonntäglichen Gottesdienstbesuchs lebenspraktische Deutungskompetenz in Anspruch nehmen. Als geistliche Rede darauf angelegt, die Zuhörer

---

**120** Biblische Summarien über jede Kapitel der ganzen H. Schrift nach Ordnung des ABC in kurze Reimen gefasset, samt einer biblischen Chronologia über die Geschichte A. und N.T. Schweinfurt 1605.

**121** Nützlicher und in GÖttes Wort gegründeter Unterricht, wie die angehende Jugend in der christl. Lehre des H. Katechismus zunehmen und sich verwahren könne. Schweinfurt 1601 (Folgeauflagen 1607, 1621, 1644).

**122** Leder, Kirche, 1973, S. 184 f.

**123** Schröder, Jubelpredigt, 1618.

**124** A19: 75–79.

**125** A43; A33: 294; A43: 23, 30.

zu belehren, sie in ihren religiösen Grundüberzeugungen zu festigen und ihnen Reflexionsanregungen zu bieten, wurden die Rezipienten hier nicht nur immer wieder aufs neue mit den Inhalten biblischer Geschichten und ihrer Exegese vertraut gemacht; sie erlernten auch die vielfältigen Verfahren, das Gotteswort auszulegen und argumentativ in bestimmte Redekontexte einzubinden. Gerade die gottesdienstliche Rede gab Muster vor, wie alle möglichen Sachverhalte in religiöse Traditions- und Begründungszusammenhänge zu stellen waren. Eingeebnet wurden so nicht nur bestimmte argumentative Topoi, sondern auch sprachliche Formeln, die der eigenen Rede autoritativen Anspruch zu verschaffen vermochten. Weber wurde auf diese Weise u. U. auf das Genre des poetischen Neujahrswunsches aufmerksam, das gelegentlich auch von der Nürnberger Geistlichkeit in Predigt oder Flugblatt gepflegt wurde.<sup>126</sup>

In gleicher Weise an der Schnittstelle von Literalität und Oralität angesiedelt waren die Gesangbücher. Sie waren zwar zunächst für den liturgischen Gebrauch in den Gottesdiensten bestimmt, dienten den Lesern aber auch zur häuslichen Erbauung in Lektüre und Gesang. Immerhin boten sie neben einer (oft sehr dezidiert konfessionellen) Glaubenslehre auch Lebenshilfe in allerlei Wechselfällen des Lebens an. Und sie präsentierten religiöse Bildungsinhalte, indem sie biblische Texte versifiziert aufbereiteten oder auf Geschichten der Bibel Bezug nahmen und Auslegungen und Anwendungen der von dort bekannten Episoden lieferten. Weber hat in seinen Spruchdichtungen immer wieder populäre Kirchengesänge v. a. aus dem 16. Jahrhundert, insbesondere solche von Luther und Nicolaus Decius, aufgegriffen und verwendet.

Einen deutlich geringeren Stellenwert nahmen demgegenüber gerade in den kleinbürgerlich-bildungsferneren Milieus traditionell die Medien ein, die – auf verschiedene Weise – vordergründig profane Wissensinhalte oder primär unterhaltende Literatur vermittelten. Schon aufgrund der hohen Bücherpreise dürfte der private Vorrat einer Familie aus dem Kleinhandwerkerstand hier sehr beschränkt gewesen sein.<sup>127</sup> Zudem ist es nicht zu entscheiden, ob die Kenntnisse der „Physiologus“-Tradition, wie sie in verschiedenen Texten auffällig sind (A21, B5), nun auf eigene Lektüre oder nur auf eine mündliche Vermittlung der allegorisch-didaktischen Auslegungsverfahren zurückzuführen sind. Immerhin scheint Weber aber zumindest zu populären Fabel- und Novellensammlungen Zugang gehabt zu haben, die wiederum auf die Interessen seines Vaters schließen lassen. Auch sie traten nicht nur als kurzweilige Lesestoffe auf, sondern konnten

---

**126** Vgl. Timmermann, Fbll. Saubert, 1982, S. 126 f. Die moralische Belehrung der Stände findet sich bereits in der spätmittelalterlichen Neujahrspredigt; vgl. Cruel, Predigt, 1879, S. 607–609.

**127** Vgl. Paschen, Buchproduktion, 1995, S. 32–34.

im Sinne einer Moral- und Verhaltensdidaxe auch als Lehrwerke „angewandter Philosophie“<sup>128</sup> gelesen werden. Zu nennen ist hier beispielsweise das im ersten oder zweiten nachchristlichen Jahrhundert in Indien entstandene *Pantschatantra* des Bidpai, das nach vielen Zwischenstationen um 1270 von dem jüdischen Konvertiten Johannes von Capua ins Lateinische übersetzt worden war. Seine breite Wirkung entfalteten die „Exempel der Alten Weisen“ aber erst mit der in den 1470er Jahren erfolgten Überarbeitung und Übertragung ins Deutsche.<sup>129</sup> Waren in Deutschland allein zwischen 1483 und 1485 sieben verschiedene Ausgaben im Druck erschienen,<sup>130</sup> so lassen sich bis 1592 insgesamt 22 Ausgaben nachweisen.<sup>131</sup> Die Geschichten und Fabeln, nunmehr dem mitteleuropäischen Kulturhorizont angepasst, bildeten nun nicht mehr wie ehemals einen Herrscherspiegel, sondern empfahlen sich durch die christliche Ausdeutung der Stoffe auch als vergnügliches Lehrbuch praktischer Lebensphilosophie. Weber hat – wie eine Anspielung auf die dortige Rahmenerzählung (A4: 69–78) und die Verarbeitung einer allegorischen Geschichte aus dieser Sammlung an anderer Stelle (A23) belegt – das weitverbreitete Buch gut gekannt und als Stofflieferant für seine eigenen Dichtungen verwendet.

Deutlicher das Faktenwissen akzentuierte dagegen ein weiteres bekanntes Werk, das Weber zugänglich gewesen sein muss. Seine Neugier nach geographischen und historischen Nachrichten über fremde Länder konnte er offensichtlich in der populären ‚*Cosmographie*‘ Sebastian Münsters befriedigen – einem der erfolgreichsten Bücher des 16. Jahrhunderts. Die bereits 1550 erstmals erschienene Zusammenstellung wandte sich betont an den ‚gemeinen Mann‘ und versuchte das zeitgenössische Wissen zu popularisieren und bildlich zu veranschaulichen. Weber hat sie später nachweislich mehr oder minder wörtlich zitiert,<sup>132</sup> was die Vermutung nahelegt, dass er selbst ein Exemplar davon vorliegen hatte. Möglicherweise waren ihm darüber hinaus aber auch einige deutsche Übersetzungen römischer Historiker zugänglich, aus denen ja auch die Meistersinger immer wieder Stoffe und Motive für ihre eigenen Bearbeitungen entlehnten. Einige hat Weber später bei Gelegenheit in seinen Spruchdichtungen genannt, wengleich diese Bezugnahmen oft eher bequeme Autoritätenanrufe darzustellen scheinen als tatsächliche Quellenbelege.

---

**128** Wegener, Nachwort, 1926, S. 149.

**129** Vgl. Wegener, Nachwort, 1926, S. 149–151; Johannes von Capua, *Directorium*, 1981, S. VI; Bidpai, *Buch der Beispiele*, 1970, Vorwort.

**130** Wegener, Nachwort, 1926, S. 150.

**131** Bidpai, *Buch der Beispiele*, 1970, Vorwort.

**132** A24: 253; A33: 27.

Die Nachweise für tatsächliche Lektüren bleiben also alles in allem sehr beschränkt. Die Vermittlung traditioneller Bildungsinhalte auf dem Weg mündlicher Vermittlung ist zwar naheliegend, aber letztendlich nicht konkret belegbar. Auffällig ist, dass die immerhin bekanntgewordenen Schriften, auf die Weber später Bezug nehmen sollte, fast allesamt dem 16. Jahrhundert entstammten. Das mag ein Indiz dafür sein, dass die prägenden Bildungserfahrungen tatsächlich in seiner Jugend durch den Bücherbestand und die Interessen seines Vaters angelegt wurden, während er neuere Literatur später – so weit dies in seinen erhaltenen Dichtungen deutlich wird – kaum noch verarbeitete.<sup>133</sup> Gleichwohl konnte der junge Weber für seinen sozialen Stand über ein vergleichsweise breites Spektrum an Bildungsliteratur verfügen. Schließlich blieben auch im 17. Jahrhundert „Werke außerhalb des Kanons der religiösen Gebrauchsliteratur nahezu ausschließlich auf die Bibliotheken vermögenderer Einwohner beschränkt“.<sup>134</sup>

Zur Kenntnis genommen haben muss Weber allerdings auch populäres weltliches Kleinschrifttum aus verschiedenen Gattungen. Es stammte in den wenigen eindeutig belegbaren Fällen bemerkenswerterweise von Autoren, die am Beginn des 17. Jahrhunderts eher nur regionale Bekanntheit erfahren hatten. So kannte er offensichtlich den „Lobspruch der Schützen“, den der Zürcher Weinkäufer Hans Heinrich Grob (1566–1614) in seiner Heimatstadt 1603 in zwei Versionen als Separatausgabe hatte drucken lassen.<sup>135</sup> Grob schilderte darin die Vielzahl von Ausreden, mit denen Schützen ihre mangelnde Treffsicherheit vor anderen entschuldigten, und ging auch auf die Geschichte des Schützenwesens ein. Eben diese längere Passage hat Weber 1641 nahezu unverändert in sein Lob der Nürnberger Schützengesellschaft übernommen (A24), ohne seine Quelle aber zu nennen. Zwei Jahre später hat er die Textsequenz fast identisch noch einmal in einen Spruch für die Schützen eingebaut (A27). Da Webers Familie – soweit bekannt – keine näheren Beziehungen in die Eidgenossenschaft unterhielt, wird er die Kenntnis dieser Schrift der Vermittlung durch das sehr agile Schützenmilieu zu verdanken haben, für das er mehrfach tätig geworden ist. Nicht völlig unmöglich ist es freilich, dass er mit seinen wörtlichen Anleihen auch auf eine unbekannt gemeinsame Quelle zurückgriff. Grob hatte in der Dedikation seines kleinen Werkes angegeben, er habe seinen Spruch „auss etlichen alten vnd neüwen, getruckten vnd geschriebnen brieffen, vnd zädlen, zusammen getragen gemehret

---

<sup>133</sup> Vgl. A12; A15: 36.

<sup>134</sup> Paschen, Buchproduktion, 1995, S. 32, ähnlich S. 39.

<sup>135</sup> Grob, Ausreden, 1603; Grob, Lobspruch, 1603; Neudruck: Grob, Lobspruch, 1843. Zu den beiden Versionen des weitgehend inhalts- und formgleichen Traktats vgl. Bodmer, Bücherinventar, 1998, S. 77; vgl. auch Bodmer, Bücher, 1998, S. 99 f.; Bodmer, Grob, 2000, S. 75.

vnd gebesret“<sup>136</sup> – ein Arbeitsverfahren, das auch Weber später immer wieder ganz ähnlich anwenden sollte.

Direkt als Quelle eines späteren Spruchgedichts (A12) angegeben hat Weber Johann Jacob Weidners „Teutsches Poetisches Lustgärtlein“ von 1620/21. Bei dem zweibändigen Werk handelt es sich um eine silvenähnliche Sammlung, in der der aus Schwäbisch Hall stammende Autor deutsche (und vereinzelt lateinische) Texte versammelte, die er zu verschiedenen Gelegenheiten für den Freundes- und Familienkreis verfasst hatte. Der Verfasser sprach wohl nicht nur mit seiner vehementen Verteidigung der deutschen Sprache als Dichtersprache dem Nürnberger Leser aus dem Herzen; er bot auch vielfältige Muster der Kasualposie in den traditionellen vierhebigen Jamben, die vor der Durchsetzung des Alexandriners die deutschsprachige Spruchdichtung beherrschten. Der von Weber wohl benutzte zweite Teil ist freilich gegenwärtig nicht zu autopsieren. Erich Trunz, der ihn offensichtlich in Händen gehabt, aber keinen Standort genannt hat, moniert „Hunderte Seiten schlechter Knittelverse“.<sup>137</sup> Für den Nürnberger Produktivrezipienten war aber wohl weniger die – nach den Kategorien Opitzens bewertete – Qualität der Reimzeilen maßgeblich als der Umstand, dass diese umfangreichere Ausgabe zusätzlich eine größere Zahl gereimter Schwankdichtungen enthielt. Sie boten unterhaltsamen, ja gelegentlich derben Lesestoff ohne allzu aufdringliche Didaktisierung und eigneten sich deshalb für eine vergnügliche, extensive Lektüre, bei der die Funktionen der Wissensvermittlung und Moraldidaxe zwar oft in Anspruch genommen wurden, aber de facto nur eine Nebenrolle spielten. Oft wandten sich solche Sammlungen gerade an eine breitere Leserschaft, die anders als das eigentliche Bildungspublikum nicht schichtenmäßig eingeschränkt war.<sup>138</sup> Es waren wohl eher die vergleichsweise hohen Bücherpreise als die mangelnde Lesefähigkeit oder fehlendes Interesse, die hier als Regulativ wirkten. Trotzdem wurden derlei Schriften durchaus auch im kleinbürgerlichen Milieu wahrgenommen. Dass sie als Fundgrube von Exempla, als Konversationshilfen im Dienste der Geselligkeitskultur dienen sollten,<sup>139</sup> hat Weber mit seinen öffentlichen Auftritten später durchaus produktiv genutzt und auf diese Weise an der Vermittlung zwischen schriftlicher und mündlicher Tradition mitgewirkt.

Neben dem nur in Grundzügen zu umreißenen verschriftlichten Bildungs- und Einflussfundus traditioneller Art stand dem Knaben noch eine weitere Ressource zur Verfügung, die für sein Milieu spezifisch war. Es handelte sich um die gesammelten Meisterlieder älterer und neuerer Autoren, aus denen sich auch

---

**136** Grob, *Lobspruch*, 1843, S. 240.

**137** Trunz, *Schichten*, 1995, S. 195.

**138** Moser-Rath, *Lustige Gesellschaft*, 1984, S. 44–46, 55, 263–270.

**139** Moser-Rath, *Lustige Gesellschaft*, 1984, S. 49 f.

der Vater bediente. Sie umfassten nicht nur die erwähnte Zusammenstellung mit Liedern aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, die der Großvater noch von Hans Sachs hatte anfertigen lassen; der Vater verfügte auch über einen nicht zu schmalen Vorrat zeitgenössischer Meisterlieder, die er bei Gelegenheit in den Singschulen selbst vortrug. Und er sammelte offenbar auch zeitgenössische Spruchdichtungen aus seinem Bekanntenkreis, zu dem neben den Meistersingern im engeren Sinne auch zahlreiche Hochzeitlader gehörten, ein Personenkreis, der sich z. T. mit den ersteren überschneidet. Aus diesen handschriftlichen Sammlungen, aber möglicherweise auch aus der unmittelbaren Rezeption mündlich vorgetragener Meistergesänge, die als Literaturvermittlungsmedien ersten Ranges gelten können,<sup>140</sup> vermochte der wissbegierige Jugendliche Informationen etwa über die antike Geschichte, aber auch über die Mythologie der Alten zu beziehen; sie vermittelten zugleich einen spezifisch christlichen Wertungshorizont, der den antiken Werken erst in diesem Verwendungszusammenhang unterlegt worden war.

In diesen Zusammenhang milieuspezifischer Bildungsressourcen gehört schließlich auch der mutmaßliche Besitz der umfangreichen Hans-Sachs-Ausgabe, die aufgrund mehrerer späterer Bezugnahmen höchst wahrscheinlich ist. Das fünfbandige, großformatige und kostspielige Werk, das erstmals 1558 erschienen war und in Nürnberg bis 1590 je nach Band bis zu fünf Auflagen erlebt hatte, stellte die aufwendigste zeitgenössische Gesamtausgabe eines Dichters des 16. Jahrhunderts dar. Sie enthielt neben zahlreichen Komödien, Tragödien und Fastnachtspielen eine Fülle von Spruchgedichten und Dialogen unterschiedlichster Genres. In ihnen wurden nicht nur nahezu alle biblischen Stoffe des Alten und Neuen Testaments behandelt und fast sämtliche Psalmen und Sprüche Salomos versifiziert; sie behandelten auch die ganze Breite historischen, mythologischen und naturkundlichen Wissens, das der überaus belesene Nürnberger Schuhmacher und spätere Privatier im Laufe seines dichterischen Lebens in Versform gebracht hatte. Einem an Lektüre interessierten Jugendlichen bot sich hier ein unüberschaubarer Fundus literarisch aufbereiteten Wissens, der die zum Teil damals weit verbreiteten, zum Teil aber auch entlegenen Stoffvorlagen<sup>141</sup> in gereimter Form vermittelte. Zugleich bot die Sammlung formale Anreize für die Produktion eigener Spruchverse, die Weber durchgängig in der auch bei Sachs dominierenden vierhebigen Form verwendete. Tatsächlich lässt sich die Benutzung der umfangreichen Ausgabe durch Weber an etlichen Stellen belegen, denn manche Texte, die er auf selbständige Weise bearbeitete, waren zuvor nicht in

<sup>140</sup> Neumann, *Zeitenwechsel*, 2005, S. 58 f.; zur Halböffentlichkeit ebd. S. 59 f.

<sup>141</sup> Vgl. Sachs-KG 26, 1908, S. 151–232.

eigenständigen Drucken veröffentlicht worden und müssen – wenn er nicht auf mittlerweile verschollene handschriftliche Überlieferung zurückgreifen konnte – eben dieser Werkausgabe entnommen worden sein.

Der Versuch einer Rekonstruktion der Bildungserfahrungen und der Bildungsanregungen des aus handwerkerlichem Milieu stammenden Wilhelm Weber zeigt, dass dieser nicht ohne weiteres als repräsentativer Angehöriger der Nürnberger Handwerkerschaft eingeordnet werden kann. War seine Schulbildung sicher weitgehend charakteristisch für den Werdegang der meisten Angehörigen der unteren Mittelschicht, so bezog er weitergehende Anregungen für seine literarische Wirksamkeit doch unmittelbar aus dem Milieu der Meistersinger, zu dem sein Großvater enge Beziehungen unterhalten hatte und in dem sein Vater selbst aktiv gewesen war. Gerade dieses Milieu fungierte als Vermittlungsinstanz zwischen den gebildeten Bevölkerungsgruppen und denen, die den akademischen Bildungsinhalten tatsächlich fernstanden. Die Singebewegung sorgte für eine Transmission von Gütern der Schriftkultur in die wesentlich von der Sprachkultur geprägten bildungsferneren Gruppen und agierte damit auf dem von Schenda konstatierten Feld der „semiliterarischen“ bzw. „semioralen“ Kommunikationsprozesse.<sup>142</sup> Zugleich waren Webers Bildungserfahrungen fast restlos auf die ältere, traditionelle Literatur ausgerichtet. Was er wahrnahm, waren Texte des 16. Jahrhunderts und solche, die im 16. Jahrhundert aus dem Fundus der Antike übersetzt und adaptiert worden waren. Mögen seine Lektüren in der Frühzeit „Bildungslektüren“ oder gar „Freizeitlektüren“ gewesen sein – in späterer Zeit jedenfalls waren sie wohl in erster Linie „Arbeitslektüren“,<sup>143</sup> also Investitionen in den präsent zu haltenden Materialfundus, der die Grundlage seiner Vortrags- und Publikationstätigkeit bildete. Die literarischen Innovationsleistungen der Bildungselite seiner eigenen Zeit wurden von Weber und seinem Milieu hingegen nicht weiter beachtet.<sup>144</sup> Ihm selbst sind die Veränderungen zwar wohl durchaus bewusst geworden, wie einige wenig überzeugende Versuche in elaborierteren Formen zeigen; für das eigene Dichten blieben die konservativen Erwartungen seines unmittelbaren Publikums aber allemal wichtiger als die Studierstübende-batten der literarischen Avantgarde.

Der Familie Webers war ein forciertes sozialer Aufstiegs-wille, der sich aus Bildungsstreben hätte entwickeln können, offensichtlich weitgehend fremd. Ihre Mitglieder verstanden sich weiter als Vertreter eines spezifisch handwerkerlichen Selbstzuordnungsgefüges und scheinen über ihren sozialen Stand auch nicht

---

<sup>142</sup> Schenda, Kommunikationsformen, 1985, S. 457.

<sup>143</sup> Zur Unterscheidung Engelsing, Perioden, 1973, S. 114.

<sup>144</sup> Kleinschmidt, Stadtkultur, 1998, S. 286.

hinausgestrebt zu haben. Anders als viele Söhne aus dem handwerklichen Mittelstand in dieser Zeit, die durch den – alles andere als seltenen – Universitätsbesuch einen Statusgewinn und wirtschaftlichen Aufstieg versuchten,<sup>145</sup> scheint derartiger Ehrgeiz in der Familie Weber keine Rolle gespielt zu haben oder auch nicht finanzierbar gewesen zu sein. Der Jugendliche besuchte keine Lateinschule, um dort die Voraussetzungen für eine akademische Ausbildung und das Entreebillet in die Gelehrtenwelt zu erhalten; sein Bildungswissen erarbeitete er sich weitgehend autodiaktisch. Das „fein und gut Ingenium“, das er sich selbst zusprach<sup>146</sup> und das der Verfasser des Nachrufgedichts noch durch die Feststellung einer guten Erinnerungsfähigkeit ergänzte,<sup>147</sup> nutzte er jedenfalls zunächst ganz im Sinne des Vaters für die Bestreitung des unmittelbaren Lebensunterhalts. Und er tat dies ganz selbstverständlich innerhalb der Schicht, in die er hineingeboren war. Auch als er sich im Laufe der Zeit dann tatsächlich mit verschiedenen Mitteln bemühte, seinen eigenen Status zu heben und die Anerkennung gehobener Schichten zu erreichen, hat er die Verankerung in seinem bildungsmäßig beschränkten Milieu zu keiner Zeit aufgegeben.

## 2.3 Wirtschaftliche und literarische Tätigkeitsbereiche

### 2.3.1 Lebensverhältnisse

Wie sein Vater erlernte Wilhelm Weber den Beruf des Dockenmachers. Im Alter von wohl 12 bis 14 Jahren dürfte er seine vierjährige Lehrzeit begonnen haben, an die sich eine mindestens zweijährige Gesellenzeit anschloss.<sup>148</sup> Anders als die meisten anderen Handwerke kannte das der Dockenmacher weder das Institut der Geschworenen Meister noch eine reguläre Meisterprüfung. Wer die obligatorische Lehr- und Gesellenzeit absolviert hatte und sich zutraute, sich mit seiner Arbeit selbst ernähren zu können, bekam das Meisterrecht auf Antrag ohne weitere Prüfungsverfahren verliehen.<sup>149</sup> Ob Weber das je getan und den Schritt in ein selbständiges Kleinunternehmen gewagt hat, ist freilich unklar. Vielleicht war der Wunsch, einen Meisterbetrieb zu eröffnen, schon am nötigen finan-

---

<sup>145</sup> Endres, Sozialstrukturen, 1982, S. 49–55.

<sup>146</sup> A52: 14.

<sup>147</sup> C1: 16.

<sup>148</sup> GNM: Merkel Hs. 981, S. 236. – Vgl. auch Endres, Handwerkerschaft, 1977, S. 111.

<sup>149</sup> GNM: Merkel Hs. 981, S. 236. – Zu den sonst üblichen Gepflogenheiten vgl. Jegel, Handwerksrecht, 1965, S. 345f. (die dort abgedruckte Ordnung mit ihren kürzeren Lehrzeiten stammt wohl erst von 1712).

ziellen Hintergrund gescheitert, denn die Stadt, die die Handwerke in einer Art „obrigkeitlich dirigierter Planwirtschaft“ reglementierte, verlangte beträchtliche Sicherheiten für die Zulassung. Tatsächlich war diese in den meisten Handwerken für die Mehrzahl der Gesellen nicht finanzierbar, so dass sie ihr Lebtage „gewerbliche Facharbeiter“ blieben.<sup>150</sup> Entweder lebten sie als Altgesellen im Haushalt eines Meisters, oder sie waren als „Stückarbeiter mit eigenem Rauch“ für einen Verleger tätig, der sie mit Aufträgen versorgte und die fertigen Waren gegen nur dürftige Bezahlung abnahm. Rund 30 % aller in Nürnberg in der gewerblichen Produktion Tätigen dürften solche Stückwerker gewesen sein.<sup>151</sup>

Es ist freilich nicht sicher, ob Weber in seinem erlernten Beruf auch durchgehend tätig gewesen ist. Bis in die Mitte der 30er Jahre schmückte er sich bei den Taufbeurkundungen seiner Kinder durchgehend mit der Bezeichnung ‚Spruchsprecher‘ oder ‚Spruchmann‘ und somit mit einem Amt, das ihm offensichtlich durchaus ein hinreichendes Auskommen bescherte. Erst im Laufe seines vierten Lebensjahrzehnts scheint er in den Kirchenbüchern tatsächlich als Dockenmacher auf.<sup>152</sup> Möglicherweise war es erst der wirtschaftliche Niedergang der Reichsstadt im Gefolge der Kriegsereignisse von 1632/34, der ihn zu einem Nebenerwerb zwang. Ob dieser in den genannten Jahren sonderlich einträglich oder auch nur sicher war, dürfte zu bezweifeln sein. Konnte man am Beginn des Jahrhunderts noch davon ausgehen, als Produzent für den florierenden Nürnberger Spielwarenhandel ein einigermaßen sicheres Einkommen zu haben, so hatte der große Krieg auch in dieser Beziehung deutliche Einschränkungen gebracht. Durch die Kampfhandlungen erlitt der Fernhandel erhebliche Rückschläge, und auch neuentstehende Produktionsgebiete in Sonneberg und Thüringen machten dem traditionellen Herstellungsort bemerkbare Konkurrenz.<sup>153</sup> So dürften die Aussichten für die Konjunktur der Spielzeugherstellung einigermaßen problematisch gewesen sein. Weber musste wohl durchaus froh sein, wenn er durch seine Auftritte als Reimsprecher und seine handwerkerliche Tätigkeit zusammen hinreichende Einkünfte für den Unterhalt seiner ständig wachsenden Familie erzielen konnte.

Vom Sozialstatus her ist Webers Familie in der unteren Mittelschicht einzuordnen.<sup>154</sup> Die ständische Gliederung, die in der Nürnberger Kleiderordnung von 1618 vorgenommen und in der Folge im Wesentlichen beibehalten wurde, revi-

---

**150** Endres, Handwerkerschaft, 1977, S. 113.

**151** Endres, Handwerkerschaft, 1977, S. 116.

**152** LAELKB: L 23, S. 866 (12. 10. 1635), 869 (8. 10. 1637), 873 (18. 5. 1640), 875 (3. 3. 1642), 878 (25. 5. 1644); L 24, S. 948 (6. 6. 1647).

**153** Schultheiß, Spielzeug, 1965, S. 427.

**154** Vgl. Endres, Sozialstruktur, 1971, S. 196–199; Lehner, Mode, 1984, S. 24–29.

dierte und differenzierte das ältere Vier-Stände-Modell des 16. Jahrhunderts. Sie sah insgesamt sechs Stände vor, von denen lediglich die ersten beiden – die alten patrizischen Geschlechter und die vermögenden Großkaufleute – zur Oberschicht gezählt werden können. Die breitere Mittelschicht rekrutierte sich aus mittleren Kaufleuten und Handwerkern innerhalb oder außerhalb des Genanntenstandes, aus Kleinkrämern und spezialisierteren oder einfacheren Handwerkern. Der Unterschicht war dann die große Zahl von Handwerksgesellen, Dienstknechten und Mägden zuzurechnen, die in abhängiger Beschäftigung standen und ohne jeden wirtschaftlichen oder politischen Einfluss waren. Kategorien bei der Einordnung in die Mittelschicht waren also neben der geburtsständischen Herkunft in erster Linie ein gewisses Mindestvermögen (Hausbesitz) und ein Mindesteinkommen, das es verhindern sollte, der öffentlichen Fürsorge in schwierigen Zeiten zur Last zu fallen.

Bereits im Alter von 21 Jahren und wenige Monate nach dem Tod des Vaters heiratete Weber Anfang November 1623 Anna Maria Bohn (1604–1683),<sup>155</sup> hinterlassene Tochter des gelernten Tuchmachers Jeronimus Bohn, der später auch als Straßburger Bote tätig gewesen war.<sup>156</sup> Der erste Sohn kam bereits Ende Mai des Folgejahres zur Welt;<sup>157</sup> ihm folgten in mehr oder minder regelmäßiger Reihe bis 1647 sechs weitere Söhne und sechs Töchter.<sup>158</sup> Ist es möglich, Kompaternitätsbeziehungen als Gradmesser der sozialen Integration in ein bestimmtes Milieu heranzuziehen, so zeigt sich bei Webers Familie, dass zunächst die Kontakte zum Bereich des Gastgewerbes und des Kleinhandwerks überwogen. Der Pate des ersten Kindes war ein Wirt, dem Weber bereits in seinem frühesten überlieferten Spruchgedicht ein literarisches Denkmal gesetzt hatte.<sup>159</sup> Er dokumentierte damit wohl nicht zuletzt das Beziehungsnetzwerk seines Vaters, der durch seinen Beruf als Spruchsprecher häufig bei Feierlichkeiten in Gastwirtschaften auftrat und auf das Wohlwollen der Wirte angewiesen war. Tatsächlich scheint Weber zu einzelnen Vertretern des Gastgewerbes auch später enge Freundschaften gepflegt zu haben (vgl. A16) und schilderte die Angehörigen dieses Standes in seinen Gedichten stets mit großer Sympathie.

---

**155** LAELKB: L 22, S. 529 (4. 2. 1604); L 41, S. 1058 (4. 11. 1623); L 82, S. 338 (5. 9. 1683).

**156** LAELKB: Verkartungen. Die Braut stammt aus seiner 1582 geschlossenen ersten Ehe mit Margareta Meylinger (ebd.).

**157** Andreas Weber: LAELKB: L 22, S. 919 (31. 5. 1624).

**158** Petrus: LAELKB: L 22, S. 921 (29. 10. 1625). – Johannes: L 22, S. 923 (10. 11. 1626). – Wolfgang: L 23, S. 855 (28. 11. 1628). – Anna: L 23, S. 857 (27. 12. 1629). – Maria: L 23, S. 861 (4. 4. 1632). – Georg: L 23, S. 863 (7. 10. 1633). – Susanna: L 23, S. 866 (12. 10. 1635). – Margareta: L 23, S. 869 (8. 10. 1637). – Wolf: L 23, S. 873 (18. 5. 1640). – Ursula: L 23, S. 875 (3. 3. 1642). – Paulus: L 23, S. 878 (25. 5. 1644). – Anna Catharina: L 24, S. 948 (6. 6. 1647).

**159** A1: 159.

Die Taufpaten weiterer Kinder waren in den 20er und 30er Jahren außerdem Eisenhändler (1625), Bäcker (1626), Leineweber (1628), kamen aus Messerschmieds- (1629), Bierbrauer- (1635) oder Metzgersfamilien (1637). Dass sie eher kleinbürgerlichen Verhältnissen entstammten, zeigt der Umstand, dass keiner von ihnen den Status eines Genannten des Größeren Rates erreichte, also zu den besonders angesehenen Familien gehörten, die durch eine – politisch weitgehend bedeutungslose, aber gesellschaftlich überaus geachtete – Stuserhöhung herausgehoben wurden.<sup>160</sup> Erst mit dem Beginn der 40er Jahre macht sich bei der Auswahl der Paten ein auffälliger Wandel bemerkbar. Statt der Vertreter des Kleinhandwerks erscheinen bei den folgenden Kindern nun nämlich durchwegs Handelsleute, die eher einen mittelständischen Zuschnitt besaßen, ja einzelne von ihnen gehörten sogar dem Genanntenkollegium oder gar dem Patriziat an.<sup>161</sup> Weber scheint mit zunehmenden Jahren also bewusst auch zu einer Schicht Kontakte geknüpft zu haben, die oberhalb seiner eigenen sozialen Herkunft angesiedelt war. Man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man dies als gezielte Orientierung nach oben interpretieren wird, bei der dem Familienvater auch seine Tätigkeit als Spruchdichter und die dadurch entstehenden vielfältigen Kontakte durchaus von Nutzen waren. Auffällig ist ferner, dass kein einziger der Paten dem meistersingerlichen Milieu angehörte, mit dem Hans I. Weber einst besonders eng verbunden gewesen war. Wilhelm Weber hatte hier offensichtlich eine Absatzbewegung vollzogen, über deren Hintergründe nichts weiter bekannt ist. Nur vermuten kann man, dass sich die für das 16. Jahrhundert auffällige Bindung literarischer Stadtkultur an die Musik<sup>162</sup> im frühen 17. Jahrhundert aufzulösen begann und sich die Literaten stattdessen auf unterschiedliche Organisationsformen und Beziehungsgeflechte konzentrierten.

Niedergelassen war die Familie im Laufe der Zeit in verschiedenen Behausungen, die sich allerdings sämtlich in der Nähe der St. Jakobskirche auf der Lorenzer Seite der Stadt befanden. Die Lage seiner Wohnstätte ‚bei‘,<sup>163</sup> ‚hinter‘<sup>164</sup> oder ‚neben‘ St. Jakob<sup>165</sup> bzw. auf dem Jakobsplatz<sup>166</sup> führte Weber ab 1648 auch in seinen gedruckten Neujahrsblättern oft ausdrücklich mit an, erwartete er von der

---

**160** Zur Institution der Genannten vgl. Schall, Genannte, 1971; kurz auch Endres, Handwerker-schaft, 1977, S. 115.

**161** Etwa 1640 Wolf Löhner († 1658; Roth, Genannte, 1802, S. 122); 1647 Anna Catharina (1629–1692), Tochter des Nürnberger Patriziers und Handelsmanns Tobias Peller von Schoppershof (1599–1650; ebd., S. 116; Biedermann, Nürnberg, 1748, Taf. CCCCXXVII).

**162** Kleinschmidt, Stadt und Literatur, 1982, S. 66–85.

**163** A42: 154.

**164** A34: Fußzeile; A35: Fußzeile.

**165** A41: Fußzeile.

**166** A45: Fußzeile.

Adressenangabe doch augenscheinlich einen erhöhten Absatz seiner durchwegs reizvoll bebilderten Einblattdrucke. 1658 lokalisierte er seinen Wohnsitz dann am Nadlersgraben,<sup>167</sup> 1660 gegenüber dem Chor der Jakobskirche.<sup>168</sup> Der Ausgangspunkt der Spaziergänge Webers durch die Stadt und nach außerhalb unweit des oft erwähnten Weißen Turms ist in vielen seiner Spruchdichtungen geradezu im Sinne eines Itinerars nachvollziehbar. Insgesamt scheint die Familie selbst bei Wohnungswechseln ausgesprochen ortsstabil gewesen zu sein. Auch der erwachsene Sohn Hans III. (1626–1699), der 1661 das Porträt seines Vaters mit einem autobiographischen Spruch publizierte, wohnte in der gleichen Gegend; er gab seinen Wohnsitz mit dem Hohen Pflaster<sup>169</sup> an – wo er später auch die verwitwete Mutter aufnahm, die dort 1683 in hohem Alter ihr Leben beendete.<sup>170</sup>

Überhaupt ist dieser Hans III. das einzige der 13 Kinder des Spruchsprechers, zu dem sich einige nähere Hinweise finden lassen. Von seinen Brüdern ist sonst keiner mehr in den kirchlichen oder städtischen Akten nachweisbar, und nicht einmal die Sterbedaten lassen sich in den Nürnberger Kirchenbüchern eruieren; die Schwestern – von denen die Todesjahre ebenfalls unbekannt sind – lassen sich naturgemäß schwieriger verfolgen, da sie bei einer Heirat den Namen ihres Mannes annahmen und in den Indices der Kopulationsregister nicht eigens erfasst sind. Nur Hans III., der als Ballenbinder und Kupferschmied arbeitete, scheint (1649) in Nürnberg eine Ehe geschlossen zu haben.<sup>171</sup> Ihr entsprossen zwischen 1650 und 1667 immerhin zehn Kinder; nach dem Tod seiner ersten Frau im Januar 1674<sup>172</sup> vermählte er sich noch im März des gleichen Jahres abermals<sup>173</sup> und wurde – im Dezember des nämlichen Jahres – erneut Vater einer Tochter, der bis 1679 noch zwei weitere Geschwister folgen sollten.<sup>174</sup> Der einzige seiner Söhne, der die Familienlinie weiter fortsetzen sollte, war Georg Rochus Weber (1667–1732), der zunächst das Handwerk des Rotschmieds und Zapfenmachers erlernte, nach dem Tod des Vaters ab 1699 dann aber als Wirt und Garkoch tätig und zugleich

---

**167** A48: Fußzeile. Es handelt sich um die heutige Dr.-Kurt-Schumacher-Straße.

**168** A50: Fußzeile.

**169** A52: Fußzeile. Es handelt sich um die heutige Zirkelschmiedsgasse.

**170** LAELKB: L 82, S. 338 (5. 9. 1683); bei ihrem Begräbniseintrag wurde ausdrücklich auf ihren Status als Witwe „des Ersamen, Wilhelm Weber, Teutschen Poeten und Spruchsprechers“ verwiesen, der bereits 22 Jahre vorher verstorben war.

**171** LAELKB: L 56, S. 587 (18. 7. 1649).

**172** LAELKB: L 82, S. 143 (16. 1. 1674).

**173** LAELKB: L 42, S. 206 (23. 3. 1674).

**174** LAELKB: Verkartungen.

als Konstabler bei der Nürnberger Bürgerartillerie eingeschrieben war.<sup>175</sup> Nach der Verlegung auf den Beruf, zu dem schon sein Großvater eine besonders enge Verhältnis gehabt hatte, brachte er später den wohl 1661 erstmals erschienenen und mit einem Porträtstich versehenen Lebenslauf seines Vorfahren noch einmal in den Druck.<sup>176</sup> Dass ein solches Flugblatt, das vielleicht zum 100. Geburtstag des Dargestellten und damit rund 40 Jahre nach dessen Tod erschien, nur unter denjenigen Absatzchancen hatte, die mit dem Namen des Spruchsprechers noch etwas verbanden, zeigt die langdauernde Popularität, die der volkstümliche Poet weiterhin genossen haben muss. Seine literarische Begabung oder auch nur einschlägiges Interesse hat er allerdings keinem seiner Kinder oder Enkel vererben können.

Über die ‚privaten‘ Lebensumstände Webers sind wir kaum unterrichtet. Zwar gibt er in seinen Texten immer wieder Hinweise auf seine Tätigkeiten und seine Wahrnehmung der Stadt und ihrer Bewohner; es handelt sich aber nahezu durchwegs um Äußerungen, die mit seinem ‚öffentlichen‘ Beruf als Spruchsprecher in Zusammenhang stehen. Über sein Familienleben und seine Vorlieben, über Freuden und Sorgen, seinen handwerklichen Erstberuf und seine Einkommensverhältnisse, über besonders wichtige biographische Ereignisse schweigt er – den Gepflogenheiten der Zeit und den verwendeten Textsorten entsprechend – weitgehend. Selbst tatsächlich ‚private‘ Glückwünsche in Reimform wie der an seinen engen Freund Johann Pfitzmayer (A16) gehen über topische Formeln und Exempel kaum hinaus. Dies zeigt allerdings auch, dass auch im 17. Jahrhundert ein persönlicher Lebensbereich vom öffentlichen abgegrenzt wurde, dessen Interessen und Schwerpunkte ganz verschiedene waren. Wie Weber die dramatischen politischen Entwicklungen in den frühen 30er Jahren wahrgenommen, wie er den Großen Krieg erfahren hat, der bald darauf rings um die Mauern der Stadt tobte, den massenhaften Zuzug von Flüchtlingen im Gefolge der Gegenreformation in Österreich und der Oberpfalz und der Kriegshandlungen, die verheerenden Seuchen, denen in den Jahren 1632 bis 1634 mehr als 35.000 Bürger, Flüchtlinge und Soldaten in Nürnberg zum Opfer fielen, die Verwüstungen des

---

**175** LAELKB: L 24, S. 594 (21. 5. 1667); L 83, S. 406 (24. 12. 1732). Weber kaufte 1699 zusammen mit seiner Frau die Garküche ‚Zum Blauen Glöcklein‘ an der Moritzkapelle (Glöckleinsgasse 1), die er nachdrücklich gegen Beeinträchtigung durch das benachbarte Weinhaus ‚Zum goldenen Posthorn‘ verteidigte und erst in höherem Alter – 1729 – mit Gewinn wieder veräußerte (StadtAN: B 15/II, Nr. 209, sub 1702; ebd.: B 17/II, Nr. 287). Vgl. auch Grieb, *Künstlerlexikon III*, 2007, S. 1626. Zur Geschichte des Gasthauses kurz Meyer, *Gastlichkeit*, 1985, S. 30 f. Es handelt sich um das nachmals überregional bekannte „Bratwurstglöcklein“, das im Zweiten Weltkrieg ein Opfer der alliierten Bombardements wurde.

**176** Schilling, *Bildpublizistik*, 1990, S. 151; ein Original des bei Henne am Rhyn (*Kulturgeschichte II*, 1893, S. 263) abgebildeten Flugblatts war allerdings nicht zu eruieren.

Landgebiets, die finanzielle Zerrüttung seiner Heimatstadt im Gefolge der Kriegslasten und des kriegsbedingten Niedergangs des Fernhandels, aber auch die aufsehenerregenden Feierlichkeiten anlässlich des Friedensexekutionskongresses, die von den Bildungspoeten des Blumenordens so ausführlich besungen wurden, oder diverse Fürstenbesuche: all das wird in den Spruchdichtungen allenfalls durch Andeutungen und vermittelt präsent. Erwartungsgemäß bleiben die Angaben viel zu unspezifisch und lassen auch aus methodischen Gründen kein plastisches Bild der Wahrnehmungshorizonte und Einstellungen des Autors erkennen.

Dafür treten in Webers poetischen Arbeiten freilich auch andere Themen ins Blickfeld, die nicht minder vom Lebenskreis der breiten Bevölkerung, ihren Gebräuchen, ihrer Weltsicht und ihrem Horizont berichten. Die regelmäßigen Treffen der Handwerke, ihre feierlichen öffentlichen Veranstaltungen, die von zahlreichen Schaulustigen verfolgt werden, die Selbstdarstellung und Traditionsbildung der einzelnen Handwerkszweige, Volksbelustigungen innerhalb und außerhalb der Stadtmauern, prunkvolle Trauerfeierlichkeiten, Verwicklungen in rechtliche Auseinandersetzungen, nächtliche Gesänge auf der Gasse, die von der Obrigkeit streng geahndet werden, die Furcht vor den Schrecken des Krieges und den regelmäßigen Frühjahrshochwassern, vor Teuerung und Missernten, vor der Bedrohung durch die Osmanen, aber auch die Hoffnung auf das Florieren der Wirtschaft, das allgemeinen Wohlstand schafft, auf die Reinerhaltung des Gottesworts, die in den Religionskriegen stets bedroht ist, auf das Funktionieren von Schule und Verwaltung in einem überschaubaren Staatswesen: all das sind lebensweltliche Themen, die sich in der Bildungsliteratur der Zeit kaum als unmittelbar thematisierte und ernstgenommene Gegenstände finden lassen. Dass sie in der nichtakademischen Dichtung Webers gleichsam ‚literaturfähig‘ werden, ist ohne den kleinbürgerlich-handwerklichen Hintergrund des Verfassers und seinen milieuspezifischen Sichtkreis nicht denkbar.

Webers ‚literarische Existenz‘ begann – soweit das überlieferte Material solche Rückschlüsse zulässt – ausgesprochen früh. War sein älterer Bruder Hans III. bereits im Alter von 17 Jahren bei den Singschulen der Meistersinger aktiv geworden, so lässt sich auch bei Wilhelm Weber in ähnlichem Alter ein erster dichterischer Versuch namhaft machen. 1619 versuchte er sich an einem ersten längeren Spruchgedicht und wählte dabei nicht nur ein traditionelles Genre, in dem auch sein Vater erfahren war; auch der Personenkreis, den er in seinem Lobspruch über die Hochzeitlader und Leidbitter bedichtete, war ihm durch die Spruchsprechertätigkeit des Familienoberhaupts ohne Zweifel unmittelbar vertraut. Anders als der Vater und der ältere Bruder scheint er freilich zu keinem Zeitpunkt den Anschluss an die meisterlichen Sänger gesucht zu haben. Ob ihm deren streng regelgeleitete Poesie zu enge Grenzen setzte, ob er lieber von

vorneherein eine breitere Öffentlichkeit oder gar ein sozial höherstehendes Publikum<sup>177</sup> zu erreichen suchte oder ob ihn gar die internen Auseinandersetzungen des sich anbahnenden Schulstreits von 1624 davon abhielten, die familiäre Tradition fortzusetzen, lässt sich anhand der überlieferten Quellen nicht mehr klären. Überdies blieben Webers dichterische Anfänge zunächst bescheiden, ja unter den erhaltenen Gedichten nimmt der Lobspruch auf die Hochzeitlader eine singuläre Position ein. Erst aus der Zeit nach dem Tod Hans' I. datieren weitere Gedichte. Gleichwohl setzte er offensichtlich relativ früh, nämlich 1632, auch bereits auf die Verbreitung seiner Arbeiten in drucktechnisch produzierten Medien (A2). Der Anspruch in seinem autobiographischen Spruch von 1661, im Vergleich zu seinem Vater „Viel grösserm Lob“ nachgestrebt zu haben,<sup>178</sup> lässt sich sicher gerade auf diese Veröffentlichungstätigkeit beziehen, die Hans I. unseres Wissens nur in einem einzigen Fall praktiziert hat.<sup>179</sup>

An Plastizität gewinnt die Gestalt Wilhelm Webers freilich nicht durch die vereinzelten Hinweise in den Kirchenbüchern und durch die Einordnung in eine bestimmte soziale Gruppe, sondern vor allem im Zusammenhang mit seiner literarischen Tätigkeit, die immerhin einen Zeitraum von über 40 Jahren umfasste. Hier hat er – direkt und indirekt – immer wieder auch Hinweise auf sein Wirken als Autor und die Umstände seines Daseins als ‚selbständiger Kulturunternehmer‘ gegeben, der er in seinem Amt als Spruchsprecher ja war. So zeigt sich die literarische Tätigkeit Webers letztendlich als integrales, ja dominantes Element seiner Selbstdarstellung. Nicht als Familienvater oder Handwerker, sondern als öffentlicher Unterhaltungskünstler, als Lobsprecher und Mahner ist er in seinen vorgetragenen und gedruckten Sprüchen fassbar. Dass das Ich der Redeinstanz auch bei einem nichtakademischen Dichter nicht ohne weiteres mit dem historischen Ich des Autors identifiziert werden darf, bedarf freilich keiner gesonderten Erklärung und ist anhand der weiter unten aufzuzeigenden Literarisierungsverfahren Webers auch eindeutig zu belegen.

---

**177** Die Meistersinger hatten augenscheinlich keinen unmittelbaren Kontakt zur gebildeten Nürnberger Oberschicht (Neumann, *Zeitenwechsel*, 2005, S. 64); dies macht auch die verbreitete Unkenntnis über ihre Gruppenkultur verständlich, die später etwa Wagenseil beklagte (s. u. Abschnitt 4.1.2).

**178** A52: 12.

**179** Weller, *Polemik*, 1868, S. 207 f.; ein Exemplar in der SBBPK Berlin: Einbl. Ya 4464 gr.; vgl VD 17: 1:621880B. Weller (*Polemik*, 1868, S. 320) schreibt ihm zwar noch ein weiteres Flugblatt über die Einnahme der Stadt Bonn im Jahr 1588 zu; der Druck ist aber nicht signiert (Strauss, *Woodcut 1550–1600*, II, 1975, S. 698) und im übrigen auch nicht mit dem üblichen Themenhorizont Webers in Übereinstimmung zu bringen.

### 2.3.2 Das Spruchsprecheramt

Das Amt des obrigkeitlich bestellten Spruchsprechers ist – wie es scheint – ein Spezifikum der Reichsstadt Nürnberg gewesen. Nachweisen lässt es sich zumindest seit dem 16. Jahrhundert, ohne dass die Anfänge freilich eindeutig zu klären wären. Auch wenn man vermutet hat, dass das Amt bereits im ausgehenden Mittelalter existiert habe,<sup>180</sup> sind quellenmäßige Belege doch jüngeren Datums. Ob der aus Augsburg stammende Dichter und Sprecher Hans Schneider, der 1501 in Nürnberg als Bürger angenommen und mit einer Behausung versehen wurde,<sup>181</sup> tatsächlich der erste Amtsinhaber gewesen ist, ist mehr als zweifelhaft. In den Ratsverlässen taucht er zwar wiederholt als „der Sprecher“ auf; konkreter wird er aber auch als „königlicher Majestät Sprecher“ bezeichnet,<sup>182</sup> was eine dienstmäßige Bindung an König Maximilian I., nicht aber an die Reichsstadt Nürnberg nahelegt. Schneider scheint später denn auch wieder aus Nürnberg weggezogen zu sein und hat weitere Sprüche anderswo in den Druck gegeben.

In der Tat deckten die „Sprecher“, die aus dem Spielmannstum hervorgegangen waren und im Hohen und Späten Mittelalter an Höfen und in Städten auftraten, eine ausgesprochen breite soziale Skala ab. Sie konnte vom beinahe sesshaften, fürstlich bestellten Hofpoeten<sup>183</sup> über den patronisierten Gelegenheitsdichter bis hin zu fahrenden und bettelnden Rezipienten fremder Verse außerhalb der Legalität reichen.<sup>184</sup> Insbesondere die letzteren genossen einen ausgesprochen zweifelhaften Leumund und wurden sowohl wegen ihrer Lebensführung, ihrer Funktion als Spaßmacher und den Auftritten an wechselnden Orten eher den Vaganten und Possenreißern zugeordnet.<sup>185</sup> Sesshaftigkeit unter einem dauerhaften Dienstherrn, eine vollständige Eingliederung ins jeweilige Sozialsystem waren

---

**180** Etwa Will, *Bibliotheca Norica III/IV*, 1774, S. 267.

**181** StadtAN: E 10/17, Nr. 12 (RV 1. 12. 1501, RV 13. 12. 1501, RV 9. 3. 1504). Vgl. auch Hampe, *Volkslied*, 1919, S. 21–23.

**182** StadtAN: E 10/17, Nr. 12 (RV 10. 7. 1504).

**183** Vgl. etwa Graf, *Dichtervortrag*, 1988.

**184** Hoffmann, *Schaubühne*, 1838, S. 200–203; Wackernagel, *Geschichte I*, 1879, S. 149; ausführlich Mundschau, *Sprecher*, 1972, S. 1–82; Peters, *Herolde*, 1976.

**185** In Schwankbüchern oder in Spruchgedichten und Meisterliedern von Hans Sachs fehlt es nicht an Geschichten über gerissene und schlagfertige Vertreter dieses Standes (vgl. etwa Sachs, *Fabeln I*, 1893, S. 288–290: Der sprecher mit dem rock; ebd. II, 1894, S. 251–253: Fatzwerck auff etliche Handwerck; ebd. II, 1894, S. 507–511: Der sprecher zu Strasburg mit dem rock; ebd. IV, 1903, S. 377 f.: Der sprecher mit den pauern; ebd. VI, 1913, S. 290 f.: Der hantwerck schantlappen). Zur internen Differenzierung solcher fahrender Unterhalter vgl. Burke, *Helden*, 1981, S. 103–113.

für sie in der Regel nicht zu erreichen oder gar nicht erstrebenswert. Anders war dies bei den Nürnberger Spruchsprechern,<sup>186</sup> die infolge des Amtscharakters ihrer Tätigkeit dauerhaft an die Kommune gebunden waren. Hier approbierte die Obrigkeit jeweils nur einen Amtsinhaber und sicherte ihm damit eine gewissermaßen exklusive Rolle innerhalb der städtischen Gesellschaft zu. So teilten die reichsstädtischen Spruchsprecher mit den fahrenden „Sprechern“ zwar das literarische Betätigungsfeld und dessen lebensweltliche Anlässe,<sup>187</sup> ja sogar gewisse Gemeinsamkeiten in Berufstracht und Attributen.<sup>188</sup> Sie waren aber nicht wie jene auf eine soziale Außenseiterstellung verwiesen, die den lokal kaum gebundenen Gelegenheitspoeten allenfalls eine Randposition innerhalb der ständischen Gesellschaft zuerkannte.

Nicht minder verbietet sich eine Gleichsetzung der Spruchsprecher mit den zeitgenössischen Pritsch(en)meistern, die als Stegreifsprecher, Ordner und Spaßmacher bei den populären Schützenfesten und Schießwettbewerben<sup>189</sup> fungierten. Zwar verfügten diese gelegentlich über Amt und feste Anstellung und waren zumindest nominell nicht selten sogar an einen Hof gebunden, wo sie als fürstliche Bedienstete auf die Beschreibung von Festen spezialisiert waren. In der Praxis waren die Pritschmeister aber doch überwiegend fahrende Stegreifkünstler, die großräumig bei einschlägigen Veranstaltungen unterwegs waren. Je nach Gelegenheit wurden sie – oft zu mehreren – vom Fürsten oder von den Veranstaltern beauftragt und waren schon äußerlich durch ihre auffällig bunte Kleidung und die mitgeführte Pritsche unschwer als Angehörige des Spaßmacher- und Unterhaltungsgewerbes zu erkennen. Ihre scharfen Strafreden auf Verstöße gegen das Schießreglement, ihr derber Spott auf erfolglose Teilnehmer<sup>190</sup> und

---

**186** Weller, Spruchsprecher, 1867; Holstein, Weber, 1884, S. 165 f.; Hampe, Spruchsprecher, 1894, S. 25 f.; Mundschau, Sprecher, 1972, S. 82–87.

**187** Auch der nach eigener Aussage im Land „auff vnd Nider“ wandernde Sprecher Hermann Ungefieder arbeitete auf Hochzeiten, bei Gesellenstammtischen und Handwerkertreffen, wo er Lobsprüche auf das Handwerk zum besten gab (Bolte, Fahrende, 1928, S. 650 f.; Mundschau, Sprecher, 1972, S. 83).

**188** Der fahrende Hermann Ungefieder trug quer über die Brust eine Reihe von Silberplaketten, deren Herkunft von den Handwerkern er ausdrücklich erwähnt. Immerhin fraglich ist es, ob der mit Plaketten geschmückte Spruchsprecherstab unmittelbar von dem kurzen „Lotterholz“ abstammt, das bereits von den höfischen Sprechern des Mittelalters geführt wurde (Bachler, Ferber, 1930, S. 9; vgl. auch Grimm, DWb 12, 1991, Sp. 1213; s. auch Abb. bei Bolte, Fahrende, 1928, S. 650).

**189** Vgl. Schnorr, Edelbeck, 1876; Bachler, Ferber, 1930; Fuhse, Pritschenmeister, 1936; Bebermeyer, Pritschmeister, 1977.

**190** Beispiele solcher Pritschmeistersprüche etwa bei Sachs, Fabeln I, 1893, S. 323–325: Etliche pritschen gsang in eim gsellenschissen zw prawchen.

die witzige Kommentierung der Preisverleihungen wurden mit dem knallenden Schlagen ihres scherzhaften Züchtigungsinstruments unterstrichen. So zielten sie v. a. auf einen Lacherfolg beim anwesenden Publikum, kümmerten sich als Festordner aber auch um die Einhaltung von Verhaltensregeln, die bei den reichbesuchten Volksbelustigungen durchaus sinnvoll waren. Darüber hinaus sorgten zumindest die für Fürsten arbeitenden Vertreter des Standes anschließend immer wieder auch für die Bewahrung der Erinnerung an die Veranstaltungen, indem sie umfangreiche Festgedichte verfassten; sie sind nicht selten in reich bebilderten Prachthandschriften oder auch in schön ausgestatteten Drucken überliefert. Ein weiteres Betätigungsfeld fand das spöttische Talent der Pritschmeister in der Spaßmacherei bei höfischen Veranstaltungen.<sup>191</sup> Als durchaus ernsthaft erwiesen sie sich hingegen mitunter bei der Erstellung von Huldigungsschriften, Kasualpoemen und Reimchroniken, durch die sich besonders erfolgreiche und standesstolze Vertreter ihrer Zunft gelegentlich in den Status offizieller ‚Hofdichter‘ zu setzen versuchten.<sup>192</sup>

Einen etwas anderen Zuschnitt hatten die nichtpatronisierten Vertreter dieses literarischen Dienstleistungsgewerbes, wie sie auf dem Land und in vielen Städten nachzuweisen sind. Dort übten die Pritschmeister ihre Tätigkeit als Zeremonienmeister und Spaßmacher bei Kirchweih- und Fastnachtsveranstaltungen oder auch bei Bauernhochzeiten aus.<sup>193</sup> In Nürnberg dagegen traten sie ehrenamtlich v. a. bei den größeren lokalen Schießveranstaltungen auf, unterhielten die Teilnehmer von Umzügen und Handwerkertänzen und wurden gelegentlich auch einmal als Ausrufer etwa bei Lotterieveranstaltungen<sup>194</sup> tätig. Freilich dienten ihre mehr oder minder sporadischen Auftritte nicht dem Lebensunterhalt der Stegreifdichter, die sich im Alltag von einem normalen Handwerksberuf ernährten.<sup>195</sup> Die Pritschmeisterei war in der Stadt also eine Nebenbeschäftigung oder eine Liebhaberei ortsansässiger Kleinbürger. Mitunter lassen sich sprachgewandte und schlagfertige Mitglieder der Meistersingergesellschaften in dieser Rolle nachwei-

---

**191** Vgl. etwa Sachs, Fabeln I, 1893, S. 415–417: Das pritschen gsang zw ainem künigs mal.

**192** Vgl. das Beispiel des immerhin durch eine Lateinschulausbildung gegangenen Zwickauer Gastwirts und kurfürstlich Sächsischen Pritschmeisters Wolfgang Ferber (1586–1657), der seinen männlichen Nachkommen mehrheitlich eine akademische Ausbildung ermöglichte (Bachler, Ferber, 1930).

**193** Fuhse, Pritschenmeister, 1936, S. 18.

**194** StadtAN: E 8, Nr. 4954, fol. 184<sup>r-v</sup> (1579).

**195** Exemplarische Nachweise: AK Meistersinger, 1981, S. 132–135.

sen.<sup>196</sup> Die derben, nicht selten zotigen Volksunterhalter waren nicht von der Obrigkeit berufen, sondern wurden von den genossenschaftlichen Vereinigungen engagiert, so dass ihr – durchaus mit einem Honorar bedachtes – gelegentliches Auftreten nicht der regelmäßigen Lebenssicherung dienen konnte. Dagegen hatte das Spruchsprecheramt im engeren Sinne in Nürnberg einen wesentlich ‚offiziel-leren‘ Zuschnitt. Es erforderte *stabilitas loci* und steten Arbeitseinsatz auf genau vorgegebenen Gebieten, verschafft auf der anderen Seite ebenso regelmäßige – wenn auch nur geringe – Einkünfte und ein mit dem Amt verbundenes, zumindest bescheidenes gesellschaftliches Renommee.

Problematisch ist schließlich die häufige Gleichsetzung des Spruchsprechers mit dem „Hegelein“, wie sie in der älteren (und auch der neueren) Literatur fast durchgängig behauptet wurde.<sup>197</sup> Aufgrund ihrer speziellen Tracht mit den vor der Brust hängenden Silberschilden – so liest man immer wieder – seien die Spruchsprecher auch „Vorhengelein“ oder „Hengelein“ genannt worden.<sup>198</sup> Freilich handelt es sich bei dieser Behauptung wohl eher um eine volksetymologische Traditionsbildung, die nach 1600 entstanden ist und im Zusammenhang mit gewissen mundartlichen Verschleifungen im Nürnbergischen steht. Im späteren 15. Jahrhundert<sup>199</sup> und im gesamten 16. Jahrhundert lautet die Bezeichnung in den Quellen überwiegend „Hegelein“, „Hegenlein“ oder „Vorhengela“.<sup>200</sup> Verstanden wurde darunter eine Art städtischer Amtsdieners oder Stadtknecht, dessen Kleidung ähnlich der der Stadtpfeifer gestaltet war.<sup>201</sup> Je nach Bedarf hatte er bei öffentlichen Veranstaltungen zu helfen,<sup>202</sup> fungierte als amtlicher Bote,<sup>203</sup> insbeson-

---

**196** Etwa der Feilenhauer Wolf Most (1538–1600), der wegen seines besonderen komödiantischen Talents beliebt war und sich stolz auch in der Tracht der Pritschmeister abkonterfeien ließ (AK Meistersinger, 1981, S. 132 f.; Stahl, Meistersinger, 1982, S. 238 f.; mit falscher Zuordnung auch in Schindler/Keller/Schürer, Zünftig, 2013, S. 209 f.). Eine ähnliche schauspielerische Ader pflegte später der ab 1715 zeitweilig als Meistersinger aktive Drahtzieher Wolf Dorsch (1686–nach 1756), der 1743 zum Pritschmeister der Johannisser Schützengesellschaft in Nürnberg ernannt wurde (AK Meistersinger, 1981, S. 135, 144 f.; Stahl, Meistersinger, 1982, S. 119 f.).

**197** So etwa noch bei Dettmer, Hochzeitsbitter, 1976, S. 126.

**198** Etwa Pfister, Handbuch I, 1830, S. 311, 350; Soden, Kriegs- und Sittengeschichte I, 1860, S. 238; Lexer, Hwb I, 1872, Sp. 1205; Grimm, DWb 10, 1991 (zuerst 1877), Sp. 439, 777; Hampe, Volkslied I, 1919, S. 35; Bock, Spitznamen, 1954, S. 137; ebd. 1959, S. 27.

**199** Etwa in der Nürnberger Hochzeitsordnung von 1485 (Siebenkees, Materialien II, 1792, S. 458), danach Baader, Polizeiordnungen, 1861, S. 71–84, hier S. 76.

**200** Zu den älteren Belegen ausführlicher StadtAN: E 10/17, Nr. 12. Vgl. auch Baader, Begängnisse, 1865, S. 381, 383 (Beleg von 1519); Tucher, Haushaltsbuch, 1877, S. 11 f., 91 (Belege von 1507 und 1512) sowie Will, Erläuterung, 1762, S. 303–305.

**201** Grabbe, Festbrauchtum, 1964, Anm. 325 (Beleg von 1506).

**202** StadtAN: E 10/17, Nr. 12 (RV 8. 4. 1483).

**203** Baader, Begängnisse, 1865, Sp. 381; Tucher, Haushaltsbuch, 1877, S. 12.

dere aber als Vortänzer bei Hochzeiten,<sup>204</sup> öffentlichen Aufzügen und Tänzen der Handwerker<sup>205</sup> oder anderen Gelegenheiten.<sup>206</sup>

Gerade im Zusammenhang mit Vermählungsfeierlichkeiten scheint der Hegelein sein eigentliches Betätigungsfeld gefunden zu haben. Noch im frühen 16. Jahrhundert war er als Vortänzer ein Dienstleister, der im Auftrag des Bräutigams den Hochzeitstanz leitete.<sup>207</sup> Später scheint er insbesondere eng mit den Hochzeitleadern zusammengearbeitet zu haben. Während diese v. a. für den Zug zur Kirche und das Verhalten der Hochzeitsgesellschaft in der Öffentlichkeit verantwortlich waren, kam dem Hegelein beim Hochzeitsmahl mit den geladenen Gästen die Federführung zu. Wie jene hatte er auch eventuelle Überschreitungen der Sittengesetze und der Luxusmandate gegenüber der Obrigkeit zu verantworten. Nach der Nürnberger Hochzeitsordnung von 1603, die sämtliche Abläufe bei den Feierlichkeiten peinlich genau regelte, hatte der Hegelein bei den Ehrbaren nicht nur als Vortänzer aktiv zu werden,<sup>208</sup> sondern auch darauf zu achten, dass die Anordnungen der Obrigkeit genau eingehalten wurden.<sup>209</sup> Ihm war es aufgegeben, die Spielleute vom Mittanzen abzuhalten, wenn er nicht selbst vortanzte; er hatte darüber zu wachen, dass die Musik und der Tanz nicht länger als erlaubt dauerten; nicht geladenen Fremden hatte er den Zutritt zur Hochzeitsgesellschaft zu verwehren<sup>210</sup>. Seinerseits wurde er von einem Stadtknecht kontrolliert, der zu jeder Hochzeitsfeier abgeordnet war, um die Einhaltung der Regeln und insbeson-

---

**204** StadtAN: E 10/17, Nr. 12 (RV 11. 9. 1505, RV 2. 12. 1508). Vgl. Will, Erläuterung, 1762, S. 188, 303–306; Schmeller, Bayerisches Wb. I, 1872, Sp. 1069. Dokumentiert ist die Auseinandersetzung zwischen dem Handelsmann Michael Kneutzel und dem Goldschmied Wenzel Jamnitzer, die im Oktober 1580 den „vorhengelein“ für zwei gleichzeitig stattfindende Hochzeiten buchen wollten. Da es nur einen Amtsinhaber gab, wurde dem ersten Antragsteller willfahren (Frankenburger, Beiträge, 1901, S. 23, Nr. 93).

**205** Vgl. Bolte, Tanz, 1890, S. 85 (in Strophe 9 eines Liedes zum Nürnberger Messererstanz vom 13. 2. 1600); Grabbe, Festbrauchtum, 1964, S. 111 und Anm. 325 (mit Belegen zwischen 1505 und 1561).

**206** Petters, Handschriften, 1855, Sp. 167.

**207** Grabbe, Festbrauchtum, 1964, Anm. 325.

**208** Jegel, Hochzeitsbrauch, 1953, S. 260 (Hochzeitsordnung von 1557); ganz ähnlich die Aufgabenzuweisung in der Hochzeitsordnung von 1563 (StadtAN: A 6, Nr. 259. fol. 46<sup>r</sup>). Eine solche Funktion des Hegelein, die mit „ein ort eins guldins“ (einem halben Gulden) honoriert wurde, ist bereits bei einer Patrizierhochzeit aus dem Jahr 1547 aktenkundig (Fuhse, Verlobung, 1893, S. 48). Für weitergehende Dienste erhielt derselbe insgesamt einen weiteren Gulden (ebd., S. 51).

**209** StadtAN: E 5/23, Nr. 2, S. 32 f. – Vgl. auch Jegel, Hochzeitsbrauch, 1953, S. 260. Die Amtsbezeichnung war – so vermutete zumindest Will zunächst – wohl abgeleitet aus ‚hegen‘ (sepire, munire, custodire, defendere, arcere, fovere, tueri); vgl. Will, Erklärung, 1762, S. 188 f. (aber: S. 304).

**210** StadtAN: E 5/23, Nr. 2, S. 49.

dere der Sperrzeiten zu überwachen. Bei einer Überschreitung drohte sämtlichen Beteiligten, die sich auf diese Weise gegenseitig zu überwachen hatten und ihrerseits wieder vom Pfänder überprüft wurden, ein Bußgeld in der beträchtlichen Höhe von jeweils 10 fl. Andererseits wurde diese gleichsam hoheitliche Aufgabe, bei der das Tragen des Rockes als angemessene Kleidung vorgeschrieben war,<sup>211</sup> auch nach einem festen Honorarsatz vergütet. Während der Hochzeitlader für seine Bemühungen um die Einladung der Gäste, die Organisation der Feier und das Auftragen der Gerichte mit 5 bis 6 fl. entlohnt wurde, durfte der Hegelein nur zwei Gulden von den Veranstaltern einheben.<sup>212</sup> Die Forderung nach Trinkgeld war beiden bei Strafandrohung verboten. Übrigens wurden auch dem „Vorhengele“ bereits Mitte des 16. Jahrhunderts silberne Schilde von den Handwerken verehrt, wenn er sich bei den Korporationsveranstaltungen bewährt hatte.<sup>213</sup>

Es ist nicht eindeutig zu entscheiden, ob das Amt des mäßig bezahlten, vielseitig einsetzbaren, v. a. aber tanzbegabten Hegelein im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts mit dem des Spruchsprechers fusionierte oder die Amtsbezeichnung auch oder gar stattdessen für den Spruchsprecher üblich wurde. Jedenfalls erscheint die Titulatur in den Hochzeitsordnungen von 1625 und 1634 nicht mehr ausdrücklich und ist nur noch vom Vortänzer die Rede.<sup>214</sup> Auf der anderen Seite konnte sich die Bezeichnung im volksläufigen Sprachgebrauch noch länger halten, wobei eine Gleichsetzung mit dem Spruchsprecher jedoch bezeichnenderweise nicht ohne weiteres gegeben war.<sup>215</sup> Urheber der (zunächst noch vorsichtigen) Identifikation von Hegelein und Spruchsprecher scheint 1792 erst der Altdorfer Jurist und Polyhistor Johann Christian Siebenkees (1753–1841) gewesen zu sein, der sich hierbei auf die Bildbeischrift in einem älteren Trachtenbuch berief.<sup>216</sup> Von hier aus fand die Gleichsetzung dann Eingang in die einschlägigen Arbeiten über die reichsstädtischen Spruchsprecher, in die Lexikographie und schließlich auch in die einflussreiche Handbuchliteratur zur Geschichte Nürnbergs.<sup>217</sup>

---

**211** StadtAN: E 5/23, Nr. 2, S. 49.

**212** StadtAN: E 5/23, Nr. 2, S. 46.

**213** Grabbe, Festbrauchtum, 1964, S. 111 (in der Abrechnung des Messerertanzes von 1561).

**214** StadtAN: E 10/17, S. 1.

**215** In den Aufzeichnungen des Hochzeitladers Hans Höflich ist 1630 von „Hans Mayer, Vorhengelein“, die Rede, der in der Kredenzstube am Tisch der Herren Älteren mitzuhelfen hatte (StadtAN: E 10/17, S. 1; s. a. Will, Erläuterung, 1762, S. 304 f.); um einen Spruchsprecher hat es sich dabei sicher nicht gehandelt. Derselbe Hans Mayer (oder Mager?), Vorhengelein, hatte beim Rat 1614 das ausstehende Kostgeld eingeklagt, das er von Maria Magdalena Derrer zu erhalten hatte; StaatsAN: RV 1903, fol. 56<sup>v</sup> (2. 12. 1614).

**216** Siebenkees, Materialien II, 1792, S. 458.

**217** Reicke, Geschichte, 1896, S. 752; Hampe, Volkslied I, 1919, S. 26.

Zumindest zwischen dem frühen 16. und dem Ende des 17. Jahrhunderts,<sup>218</sup> möglicherweise auch darüber hinaus, war für den Antritt der Tätigkeit als Spruchsprecher eine formelle Bestellung durch die Obrigkeit obligatorisch. Die mittelbare Einbindung in das städtische Ämterssystem<sup>219</sup> hing nicht nur mit den spezifischen Aufgaben des Amtsträgers, sondern auch mit der besonderen rechtlichen Ausprägung der reichsstädtischen Verfassung zusammen. Hier waren nach dem Handwerkeraufstand von 1348/49 die Zünfte verboten worden.<sup>220</sup> Während die handwerkerlichen Standesorganisationen in anderen Städten eine Vielzahl von Selbstverwaltungsrechten erlangen konnten, wurden sie in Nürnberg vom städtischen Rugamt kontrolliert. Das Rugamt war für den Erlass und die Veränderung der Handwerksordnungen zuständig, reglementierte die Meisterprüfungen und die Bedingungen für Meisterstücke, überwachte die Qualität der Erzeugnisse und zensierte den Schriftverkehr der Nürnberger Handwerke mit auswärtigen Zünften. Mit ihrem autoritär erscheinenden Vorgehen sorgte die Institution für rechtliche Stabilität, Qualitätsmanagement und wohlgeordnete Finanzen und wurde auch von den Meistern als Instrument eines wohlwollenden Paternalismus verstanden. Den jeweils für ein Jahr bestellten „Geschworenen Meistern“ ließ es allerdings nur wenige Möglichkeiten selbständiger Gestaltung. Diese fungierten als eine Art Gewerbeaufsichtspersonen<sup>221</sup> und waren ebenso wie die ihnen unterstehenden Handwerke an die Bestimmungen der obrigkeitlichen Behörde gebunden. So wie jeder Ansatz von Geheimversammlungen und ‚zünftischem Wesen‘ streng unterbunden wurde und die regelmäßigen Zusammenkünfte genau reguliert waren,<sup>222</sup> war es nur naheliegend, dass auch die identitätsbildende Selbstdarstellung und Traditionsbildung der Handwerke genau beobachtet wurde. Die Vortragskünstler, die bei den Zechen die Handwerkssprüche vortrugen und also nicht nur als „Alleinunterhalter“,<sup>223</sup> sondern auch als Träger handwerkerlicher Selbstpräsentation und Erinnerungskultur tätig waren, wurden deshalb obrigkeitlicher Bestellung unterworfen. Ausgeübt wurde diese gelegentlich vom Rat

---

**218** Will (Bibliotheca Norica III/IV, 1774, S. 267) datiert die Indienstnahme des zuvor eher privat bzw. ‚freiberuflich‘ tätigen Spruchsprechers durch den Rat in die frühe Reformationszeit, ohne freilich Quellennachweise anzugeben.

**219** In den städtischen Ämterbüchlein wird der Spruchsprecher allerdings nicht ausdrücklich geführt.

**220** Näher zum Nürnberger Organisationssystem der Handwerke: Lehnert, Zünfte, 1983. An dieser Feststellung ist auch angesichts jüngerer Tendenzen festzuhalten, sämtliche handwerkerlichen Selbstorganisationsformen – so heterogen sie auch waren – als ‚Zunft‘ zu bezeichnen (vgl. die sehr anregende Arbeit von Schmidt, Traditionen, 2009).

**221** So Endres, Handwerkerschaft, 1977, S. 109.

**222** Endres, Handwerkerschaft, 1977, S. 109.

**223** Mundschau, Sprecher, 1972, S. 84.

selbst,<sup>224</sup> überwiegend aber wohl vom Rugamt, das ohnehin die Aufsicht über die Handwerker besorgte. Dort achtete man auch darauf, dass der Amtsinhaber keine „schamparen lieder“ singe, seine Zuhörer nicht spöttisch ‚ansteche‘ oder moralische Empörung verursache.<sup>225</sup> Auf der einen Seite sorgte die Behörde dafür, dass der Spruchsprecher anständig eingekleidet wurde<sup>226</sup> und eine angemessene Bleibe besaß;<sup>227</sup> auf der anderen Seite hatte er bei Reisen nach außerhalb aber auch um die Erlaubnis der Obrigkeit anzusuchen.<sup>228</sup>

Dass der Spruchmann deshalb „so etwas wie ein städtischer Beamter“ gewesen sei,<sup>229</sup> wäre aber andererseits zu modern gedacht. Eher handelte es sich um eine Art ‚Privilegierung‘, durch die der Inhaber einen offiziellen Anstrich und Konkurrentenschutz erhielt, da jeweils nur ein Spruchsprecher amtierte und dieser so auch über eine hinreichende Auftraggeberschaft verfügte. Daneben fungierte dieser als selbständiger Lobredner, der auf eigene Rechnung bei den Handwerken, aber auch bei anderen privaten und öffentlichen Veranstaltungen auftrat und die Anwesenden mit ernsten oder auch lustigen Gedichten unterhielt. Die Bestätigung des Amtes durch die Obrigkeit diene so sicher v. a. der Abwehr unliebsamer Aspiranten, da der Sprecher durch seine Auftritte in der Öffentlichkeit wohl auch eine erhebliche Meinungsbildnerschaft erlangen konnte. Es musste sich – aus der Sicht des Magistrats – also um eine vertrauenswürdige Persönlichkeit handeln.

Wann Wilhelm Weber die Ernennung zum Spruchsprecher erhalten hat, ist nicht bekannt. Erstmals wurde er bei der Taufe seines zweiten Sohnes im Oktober 1625 als „Spruchmannsprecher“ bezeichnet,<sup>230</sup> und die Titulaturen als „Spruchman“<sup>231</sup> oder „Spruchsprecher“,<sup>232</sup> später auch in der Doppelung als ‚teut-

---

**224** StaatsAN: RV 783, fol. 17<sup>r</sup> (9. 5. 1530); vgl. Hampe, Volkslied I, 1919, S. 256.

**225** StaatsAN: RV 774, fol. 4<sup>v</sup> (25. 8. 1529); ähnlich RV 1903, fol. 101<sup>r</sup> (5. 3. 1632); RV 2215, fol. 37<sup>r</sup> (27. 6. 1638); RV 2804, fol. 44<sup>r-v</sup>, 50<sup>v</sup>–52<sup>r</sup> (14. 9. 1682); s. a. Hampe, Volkslied I, 1919, S. 264, 275; Hampe, Spruchsprecher, 1894, S. 43.

**226** StaatsAN: RV 783, fol. 18<sup>r</sup> (10. 5. 1530); s. a. Hampe, Volkslied I, 1919, S. 265. Dass der Rat einem Sprecher einen neuen Rock verehrte, ist auch aus Straßburg durch ein Meisterlied und zwei schwankhafte Spruchgedichte von Hans Sachs belegt, die eine Episode aus Johannes Paulis „Schimpf und Ernst“ aufgriffen (Sachs-KG 21, 1892, S. 202: „Schwanck: Der sprecher zu Strasburg mit dem rock“; ebd. 22, 1894, S. 416: „Der sprecher mit dem rock“).

**227** StaatsAN: RV 1202, fol. 9<sup>v</sup> (29. 10. 1561); s. a. Hampe, Volkslied I, 1919, S. 270.

**228** StaatsAN: RV 1220, fol. 23<sup>r</sup> (17. 3. 1563); s. a. Hampe, Volkslied I, 1919, S. 271.

**229** Nadler, Literaturgeschichte II, 1913, S. 175.

**230** LAELKB: L 22, S. 921 (29. 10. 1625).

**231** LAELKB: L 23, S. 855 (28. 11. 1628), 861 (4. 4. 1632), 863 (7. 10. 1633).

**232** LAELKB: L 23, S. 857 (27. 12. 1629).

scher Poet und Spruchsprecher<sup>233</sup> setzen sich auch in den Folgejahren regelmäßig fort. Nur einmal hat Weber sich selbst auch als „Spruchmeister“ titulierte.<sup>234</sup> Inwieweit diese Bezeichnungen exklusiv für dieses Amt gebraucht wurden, ist nicht ganz klar. Manches deutet darauf hin, dass sich die Titulatur „Spruchmann“, mit der Weber gerade in seiner Frühphase häufiger belegt wurde, allgemeiner auf Verfasser von Sprechgedichten bezog, die mit ihren Werken bei verschiedenen Gelegenheiten in der Öffentlichkeit auftraten.<sup>235</sup> Dagegen wurde die Bezeichnung „Spruchsprecher“ auch in den Protokollen des Inneren Rates verwendet,<sup>236</sup> was zweifelsohne ihren offiziösen Charakter unterstrich.

Weber hat sein Amt offensichtlich von seinem 1623 verstorbenen Vater übernommen. Dies hat in der älteren Literatur gelegentlich zur Annahme geführt, das Spruchsprecheramt sei zeitweilig erblich gewesen.<sup>237</sup> Tatsächlich lässt sich aber – außer im späten 18. Jahrhundert – kein Fall namhaft machen, in dem dieses Amt mehrmals innerhalb einer Familie vergeben wurde. Dass die Nachkommen in die Fußstapfen ihrer Väter traten, war auch bei den überregional tätigen Pritschmeistern nicht ganz ungewöhnlich.<sup>238</sup> Im Fall Webers handelte es sich aber wahrscheinlich um einen günstigen Zufall: mit dem Sohn des alten Amtsinhabers stand ein befähigter junger Mann zur Verfügung, der sich vom Auftreten und der geistigen Gewandtheit her für diese Rolle eignete und offensichtlich keiner Konkurrenz durch Mitbewerber ausgesetzt war. Wilhelm Webers eigene Söhne hatten an einer Fortführung der Tradition später ganz offensichtlich kein Interesse. Überhaupt scheint der Andrang sprachgewandter und schlagfertiger Bewerber auch in der Folgezeit nicht sehr groß gewesen zu sein, so dass sich für dieses „munus publicum“ die Auslese unter verschiedenen Kandidaten ohnehin erübrigte.<sup>239</sup>

---

**233** LAELKB: L 81, S. 276 (31. 7. 1661), 326 (26. 1. 1665); L 82, S. 338 (5. 9. 1683).

**234** A47: Titel.

**235** Vgl. Jacob Ayrer in seiner „Schröckliche[n] Tragedi. Vom Regiment vnnd schändlichen Sterben [...] Machumetis des Andern [...]“ (Ayrer, Dramen II, 1865, S. 737–809, hier S. 791), wo sich der Narr und Possenreißer Jahn dem türkischen Kaiser Machumet folgendermaßen vorstellt: „Ich bin mit vrlaub ein Spruchman, | Der gut Spruchreümen machen kan“. Siehe auch Grimm, DWb 17, 1991, Sp. 179.

**236** Etwa StaatsAN: RV 2132, fol. 117<sup>v</sup> (8. 3. 1632).

**237** Nadler, Literaturgeschichte II, 1913, S. 176; Bock, Altnürnberger Dichtung, 1965, S. 364; erneut bei Grieb, Künstlerlexikon IV, 2007, S. 2044.

**238** Bebermeyer, Pritschmeister, 1977, S. 259 f.

**239** Vgl. Wagenseil, Meistersinger, 1697, S. 489.

### 2.3.3 Auftritte und ihre Anlässe

Mit der Bestellung durch Rat oder Rugamt war das Auskommen des Spruchsprechers freilich noch nicht gesichert. Einkünfte bezog er schließlich nicht von der Stadt, sondern von seinem Publikum. Dazu gehörten zunächst einmal die einzelnen Handwerke, für die er regelmäßig tätig wurde und die in der Stadt mit ihren rund 50.000 Einwohnern und ca. 3700 Meistern<sup>240</sup> einen zentralen wirtschaftlichen und sozialen Faktor ausmachten. Pflichten und Vergütung wurde in einzelnen vertragsmäßigen Übereinkünften festgehalten und durch die Entgegennahme der traditionellen Handwerksschilde untermauert und dokumentiert.

Mehrere einschlägige Verträge sind uns überliefert. Einer, den Wilhelm Weber selbst im Oktober 1628, also erst rund fünf Jahre nach der mutmaßlichen Übernahme seines Amtes, unterzeichnete, beurkundete die Übernahme des Handwerksschildes der Heftleinmacher.<sup>241</sup> Er bestätigte darin, die immerhin fast 500 g schwere silberne Plakette richtig empfangen zu haben. Zugleich sicherte er zu, ebenso wie schon sein Vater alle vier Wochen auf den Zusammenkünften des Handwerks mit diesem Ehrenschild zu erscheinen und den Handwerkspruch vorzutragen.<sup>242</sup> Die Vereinbarung galt auf Lebenszeit. Nach dem Tod des Spruchsprechers würde die Korporation das Schild von der Witwe bzw. den Nachkommen zurückfordern und ihnen dafür eine Lösegebühr von sieben Gulden überreichen. Dergleichen Ablösesummen, die eine Art Lebensversicherungsausschüttung für die Hinterbliebenen bedeuteten, waren allgemein üblich und honorierten die ehrenvolle Behandlung und langjährige sichere Aufbewahrung des teuren Schmuck- und Repräsentationsstücks. Unterzeichnet wurde das vorgefertigte Vertragsformular, in dem die Datums-, Preis- und Gewichtsangaben zunächst freigelassen worden waren und erst jetzt ausgefüllt wurden, auf dem Färberhaus von den drei Geschworenen Meistern des Heftleinmacherhandwerks und den drei Ladengesellen, welche die Kleinode des Handwerks verwalteten. Weber selbst paraphierte die Urkunde lediglich und bekräftigte seine Unterschrift mit einem Mehlpappsiegel, das die Initialen WW und eine kleine Figur mit dem Spruchsprecherstab in der Rechten zeigt.

Das angesprochene Handwerksschild war nur eines unter einer ganzen Reihe, die Weber erhielt. Die wertvollen Plaketten mit den Erkennungszeichen

**240** Diefenbacher/Beyerstedt, Nürnberg, 2012, S. 1577 f. (Daten vom Anfang der 1620er Jahre).

**241** StadtAN: E 5/24, Nr. 1. Die Heftleinmacher, dem Messinggewerbe zugeordnet, stellten Nadeln her.

**242** Eine – allerdings wohl aus Augsburg stammende, definitiv nicht den Nürnberger Spruchsprecher zeigende – Verbildlichung eines solchen Vorgangs bei einer Zusammenkunft bei Schindler/Keller/Schürer, Zünftig, 2013, S. 119.

der Handwerke, die der Spruchsprecher offenbar auf einer Art Ledergeschirr um den Hals trug, waren wesentliche Bestandteile seiner Amtstracht<sup>243</sup> und machten ihn in der Öffentlichkeit schon von weitem erkennbar. Schon sein Amtsvorgänger Michael Springenklee hatte am Ende des 16. Jahrhunderts zehn große Plaketten nicht nur stolz auf einem Porträtschnitt präsentiert, sondern sie in einem zugehörigen Gedicht auch noch einzeln aufgezählt.<sup>244</sup> Ausdrücklich versprach er diejenigen, die ihm weitere Schilde verehren würden, zu loben, zu preisen und zu ehren und ihnen mit seinen Fähigkeiten zu dienen. Immerhin war der silberne Brustschmuck derart charakteristisch, dass die Volksetymologie hieraus die Amtsbezeichnung „Hengelein“ oder „Vorhengelein“ ableiten zu können glaubte. Auch Weber selbst präsentierte seine Amtskleidung mit Umhang und Kragen, den vor die Brust gehängten silbernen Schilden und dem Spruchsprecherstab in seinem Ganzkörperporträt aus dem Jahr 1661 mit allem Stolz.<sup>245</sup> Ohne dass er darauf in einem Text näher eingegangen wäre, erlauben die Plaketten auch bei ihm die Identifizierung einiger der Handwerke, die ihn mit der Wahrnehmung ihrer Selbstdarstellung betraut hatten.<sup>246</sup> Erkennbar (und im wenig später entstandenen Nachrufblatt von 1662 z. T. auch beschriftet) sind die Embleme der Zirkelschmiede, der Kandelgießer, der Nagelschmiede, Steinmetze und Zimmerleute, der Schellenmacher, Bortenmacher (Posamentierer) und Leineweber, der Fingerhüter, Feilenhauer und Sattler; weitere – nur schwer erkennbare – sind möglicherweise den Gold- und Silberarbeitern und den Messerschmieden zuzuordnen.<sup>247</sup> Die kleineren Medaillen, die den Spruchsprecherstab zieren, sind auf den Stichen nicht im einzelnen zu identifizieren. Es ist aber anzunehmen, dass der Spruchsprecher auch von den Berufsgruppen mit Pretiosen ausgezeichnet wurde, über die ausführlichere Lobsprüche aus seiner Feder erhalten sind<sup>248</sup> – viele weitere seiner Texte sind zweifellos verloren gegangen. Erkennbar ist auch bei Weber das Schwergewicht der metallverarbeitenden Gewerbe und des Textilhandwerks, die im Nürnberg der Zeit eine wichtige Stellung einnahmen und sich

---

**243** Siehe unten Abschnitt 2.4.6.

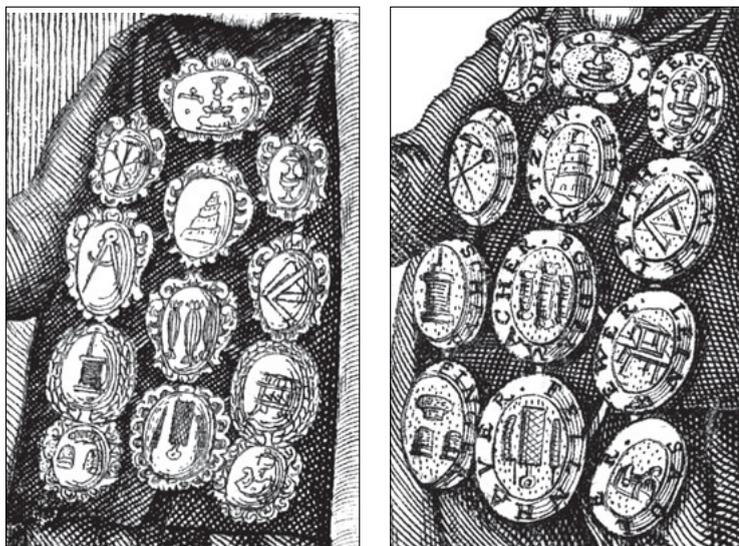
**244** GNM: HB 25.744 / Kapsel 1312 (Textabdruck: Hampe, Spruchsprecher, 1894, S. 30). Erwähnt werden Hefleinmacher, Panzermacher, Zirkelschmiede, Ringmacher, Nadler, Schlosser, Sattler, Rotschmiede, Kandelgießer, Hufschmiede, Taschner und Messerschmiede – also überwiegend Angehörige des metallverarbeitenden Gewerbes, für das Nürnberg bekannt war.

**245** A52. Vgl. unten Kapitel 2.4.6.

**246** Zu den Handwerkerwappen vgl. etwa Grenser, Zunftwappen, 1889 oder Stengel, Handwerkssiegel, 1910.

**247** Zur „Messererkrone“ vgl. Neuhaus, Privilegien, 1932, S. 60–65.

**248** Außer für die schon genannten Zimmerleute (A48) und Gastwirte (A40) war Weber etwa auch für die Hochzeitlader und Leidbitter (A1), die Wundärzte und Barbieri (A4), die Müller und Bäcker (A36) und die Kammacher (A46) tätig.



infolgedessen auch den Luxus leisten konnten, den städtischen Spruchspracher regelmäßig zu beauftragen.

Nürnberg verfügte traditionell über eine breite handwerkerliche Mittelschicht, welche die wirtschaftliche und technologische Bedeutung der Reichsstadt wesentlich mit sichern half. Die Meisterliste von 1621 wies allein rund 3700 selbständige Handwerksmeister nach,<sup>249</sup> zu denen mindestens noch einmal dieselbe Zahl an Gesellen hinzukam; Ende des 16. Jahrhunderts waren in der Stadt mindestens 277 verschiedene Gewerbe tätig gewesen.<sup>250</sup> So bildeten die Handwerkszusammenkünfte, die je nach Korporation alle zwei bis vier Wochen stattfanden, denn auch tatsächlich eine der regelmäßigen und gut kalkulierbaren Einnahmequellen des Spruchsprachers, die zudem noch mit einer ehrenvollen offiziellen Bestellung und einem äußerlich sichtbaren, schmückenden Signum seines Amtes verbunden war. Die dort vorgetragenen Gedichte scheinen in erster Linie traditionelle Handwerkssprüche gewesen zu sein. Sie bekräftigte den Zusammenhalt der Berufsbranchen immer wieder aufs Neue, indem sie deren Tätigkeit aus einer langen Tradition herleiteten, ihre Nützlichkeit für die gesamte Gesellschaft betonten und die sinnvolle Ordnung friedlichen Zusammenlebens untereinander und mit anderen heraus hoben. Bei der Erstellung der für das jeweilige Handwerk eingerichteten Dichtungen musste der Spruchspracher aufs

<sup>249</sup> Endres, Sozialstruktur, 1971, S. 197.

<sup>250</sup> Endres, Handwerkerschaft, 1977, S. 108.

engste mit dessen Vertretern zusammenarbeiten, konnte er doch nur von ihnen näheres über die Feinheiten ihrer Tätigkeit und über die jeweilige Handwerksordnung erfahren.<sup>251</sup> Es ist davon auszugehen, dass dabei nicht zuletzt die spezifischen Erinnerungsinteressen der Korporationseliten bedient wurden,<sup>252</sup> wie denn in den Texten auch v. a. das Führungspersonal der Handwerke namentlich genannt und gepriesen wurde. Entlohnt worden zu sein scheint er in diesen Fällen nicht zuletzt in Form von Naturalien.<sup>253</sup>

War die Arbeit für die Handwerkskorporationen eine Art Reservatrecht für den Amtsinhaber, aus der er seine öffentliche Geltung bezog, so war für den Lebensunterhalt sicher ein anderes Publikumssegment wichtiger, das er freilich ständig selbst neu akquirieren musste. Schon Springenklee hatte sich seinerzeit seiner Bekanntheit bei „Reich vnd Arm/ groß vnd klein“ gerühmt, „Denn ich geh int Gastheuser ein/ Da man darinnen helt Hochzeit“.<sup>254</sup> Wie wir auch aus Webers Sprüchen wissen, hatte er beständig in Erfahrung zu bringen, wo und wann Hochzeitsfeierlichkeiten angesetzt waren, bei denen er mit seinen Vortragskünsten brillieren konnte.<sup>255</sup> Wahrscheinlich arbeitete er zu diesem Zweck auch mit den von der Stadt bestellten Hochzeitladern zusammen, die die Einladungen an die Gäste zu überbringen hatten und die Organisation der Feiern in die Hand nahmen. Anzunehmen ist, dass auch die Wirte immer wieder einen Hinweis gaben, wenn in ihren Räumlichkeiten entsprechende Veranstaltungen stattfanden. Die wohlwollende Behandlung des Gastgewerbes durch Weber in vielen seiner Gedichte mag hier ihren ganz pragmatischen Hintergrund haben. Besonders aufwendige, prächtige Feierlichkeiten fanden dagegen im Herrenschießhaus statt, das von der Stadt unterhalten wurde und für die Veranstaltungen der Ehrbarkeit reserviert war.<sup>256</sup> Kleinere, bescheidenere Feiern wurden dagegen in den Wirtshäusern abgehalten.<sup>257</sup> Augenscheinlich kam Weber an ‚guten‘ Tagen auf mehrere Hochzeiten, bei denen er hintereinander auftrat.<sup>258</sup>

---

251 So bereits Michael Springenklee in seiner werbenden Selbstdarstellung (Hampe, Spruchsprecher, 1894, S. 30).

252 Vgl. Schmidt, Traditionen, 2009, S. 372f.

253 Hans Weber hatte vom Rotgerberhandwerk beispielsweise ein Paar Schuhe erhalten, für die er sich in seinem Lobspruch über Herkunft und Nutzen der Gerber bedankte (SUB Hamburg: Cod. hist. 31 g, fol. 89<sup>r</sup>–93<sup>r</sup>, hier fol. 93<sup>r</sup>).

254 GNM: HB 25.744 / Kapsel 1312.

255 Vgl. A33: 68 f., 111–113.

256 Jegel, Hochzeitsbrauch, 1953, S. 259.

257 Etwa 1637 die Hochzeit des Pfarrers Nicolaus Karg im Gasthaus zum Goldenen Brunnen (A15).

258 A15: 29.

Die Präsentationen Webers fanden gewöhnlich während des Hochzeitmahls statt.<sup>259</sup> Nachdem die ersten Gänge den größten Hunger gestillt hatten, trat der Spruchsprecher in seiner Amtstracht vor das Publikum und gebot durch eine Bewegung mit seinem klappernden Stab Aufmerksamkeit. Mit einem ersten Gedicht grüßte er das Brautpaar und die Gäste und wünschte ihnen dann für die Zukunft viel Glück. Dabei nahm er ausdrücklich Bezug auf deren „Herkommen/ Kunst oder Handwerck/ und was er sonst an ihnen ruhmwürdiges“ wusste. Das belegt, dass es sich bei diesen recht umfangreichen Eingangssprüchen durchaus um Kasualpoesie im traditionellen Sinne handelte: der Anlass wurde nach feststehenden Topoi abgehandelt, die speziell auf die Situation bezogen waren und je nach den Beteiligten unter adressatenspezifischen Gesichtspunkten amplifiziert wurden. Trotz der möglicherweise geradezu ‚seriellen‘ Fertigung solcher Spruchdichtungen wurde ihnen auf diese Weise ein ‚individueller‘ Zuschnitt verliehen, der sie zu einem unverwechselbaren, speziell für das Empfängerpaar zusammengestellten Einzelprodukt machte.

Danach brachte der Berufsunterhalter in der Regel mehrere weitere Gedichte zu Gehör. Die Auswahl aus seinem Repertoire übernahm er sicher meist selbst. Bei einer Veranstaltung anlässlich der Hochzeit eines Landgeistlichen 1637<sup>260</sup> trug Weber etwa zunächst einen Spruch über die Verheerungen des Krieges vor, der sich zu dieser Zeit noch im unmittelbaren Gedächtnis der erst wenige Jahre zuvor von den Kämpfen heimgesuchten Stadt befand. Passend zu dieser Gelegenheit war die Thematik wohl auch, weil der Bräutigam seine Pfarre im Nürnberger Territorium 1636 im vorangegangenen Jahr wegen mangelnden Unterhalts resigniert hatte – unmittelbare Folge der Zerstörungen und der Verarmung der ländlichen Gemeinden im Umfeld der Reichsstadt. An diesen Spruch schloss Weber dann einen weiteren, der sich mit einem kriegerischen Ereignis befasste. Unter Rückgriff auf die „Jüdischen Altertümer“ des Flavius Josephus wies er anhand der Übergabe Jerusalems an Alexander den Großen auf, wie sich festes Vertrauen auf die Güte Gottes auch in scheinbar aussichtslosen Lagen zeige. Das dritte Gedicht schließlich zog die religiöse Argumentationslinie weiter aus, indem es die Bekehrung der Stadt Ninive durch den Propheten Jona behandelte. Erst in einem vierten Spruch kam Weber dann – gewissermaßen als Zugabe – nach diesen ernsten und mahnenden Reimvorträgen zu einem Stoff, der der Hochzeitssituation gemäß war: er trug nämlich eine schwankhafte Geschichte vor, die die Gäste erheitern

---

**259** Spruchsprecher als Tischunterhalter waren bereits im Spätmittelalter etwa in Wien beliebt (Lämmert, Reimsprecherkunst, 1970, S. 96). Die folgenden Angaben zum Ablauf der Hochzeiten nach Wagenseil (Meistersinger, 1697, S. 466), der noch auf authentische Beobachtungen zurückgreifen konnte.

**260** A15: 8–54.

sollte, in diesem konkreten Fall allerdings eine ganz unbeabsichtigte Wirkung erzielte.<sup>261</sup>

Deutlich wird einmal, dass Weber bei diesen Gelegenheiten ein wesentlich breiteres inhaltliches Spektrum ausspielen konnte als es bei den handwerklichen Zusammenkünften möglich war. Erkennbar wird auch, dass er mit seinen Gedichten offensichtlich eine ähnliche Reihung vollzog, wie sie bei schultheatralischen Darbietungen mit der Abfolge von ‚geistlicher Materie‘, ‚politischer Begebenheit‘ und ‚lustigem Nachspiel‘ üblich war.<sup>262</sup> Auch wenn die Folge hier etwas anders strukturiert war, sollte das wohl den durchaus theatralen Anspruch des sprecherischen Vortrags unterstreichen, der sicher auch in der rituellen Handhabung des Spruchsprecherstabes und einer deklamatorischen Körperhaltung zum Ausdruck kam. Zum zweiten ist erkennbar, wie genau er auf Personen und Situationen einging. Dem Pfarrer gegenüber spielte er nicht nur auf dessen biographischen Hintergrund an; er wählte angesichts des Bräutigams und der als Gäste anwesenden Hauptprediger auch ausgesprochen ‚religiöse‘ Themen aus, die er zum einen aus der altjüdischen Historiographie, zum anderen aus der Bibel bezog.

Häufig wurde die Themenwahl von den Betroffenen aber auch selbst bestimmt. Denn nach dem Vortrag des Eingangsgedichts waren die Gäste aufgerufen, Themen- und Stoffvorgaben zu machen, zu denen der Spruchsprecher mehr oder minder extemporierte Texte vortrug.<sup>263</sup> Das erforderte ein hohes Maß an Improvisationsfähigkeit, bei dem es nicht nur auf die Einhaltung des (recht einfachen) Versmaßes und die Setzung des Reims ankam, sondern auch auf die sichere Beherrschung der Tektonik des Gedichts an, das auf eine sinnige Feststellung oder auf eine Pointe hinauslaufen sollte. Ein wenig erleichtert wurde diese Kunst durch das Verfahren, gewisse, zuvor erlernte Versatzstücke geringeren oder auch mittleren Umfangs immer wieder neu zu kombinieren. Tatsächlich ist eine solche Kombinationstechnik auch bei einigen der erhalten gebliebenen Spruchdichtungen Webers zu erkennen. Voraussetzung dafür war ein breiter Fundus vielseitig anwendbarer Motive und Textformeln, eine rasche Auffassungsgabe und ein wacher Verstand. Unverzichtbar war zudem die Fähigkeit, aus den disparaten

---

**261** Vgl. A15: 55 ff.

**262** Vgl. Weise, Poeten-Zunft, 1683, fol. [A2].

**263** Derlei Unterhaltungen lassen sich auch heute noch nachweisen: „Wenn es sein muss, reimt er sogar auf Begriffe wie ‚durchschnittliche Belegungsrate‘ und ‚dünne Personaldecke‘, auf ‚eisgekühlter Sauvignon‘ oder ‚Trüffelschaum an gedünsteter Fasanenbrust‘. David Raeburn aus Stratford-upon-Avon verdient sein Geld unter dem Künstlernamen Judge the Poet als Hoteldichter. Seine Aufgabe: in Restaurants von Tisch zu Tisch ziehen, Gäste mit Versen unterhalten und sie auffordern, ihm spontan die Worte zu nennen, die ihnen gerade in den Sinn kommen. Er formt aus dem Stegreif aus diesen Begriffen Gedichte – und gibt sie unter Applaus zum Besten“ (Sobik, Geschmiert, 2010, S. V5).

Einzelteilen während des Vortrags selbst ein einigermaßen sinnvolles Ganzes zu konstruieren und die Bruchstellen möglichst unbemerkt durch passende Füllsel zu überbrücken.

Für die Gäste, die die Materie vorgaben, bot dies in der ausgelassenen Feierlaune nicht zuletzt die Möglichkeit, auf verdeckte Weise spöttische Anspielungen unterzubringen, „und was sich etwann hier und da mit einem begeben/ in Reim bringen [zu lassen]/ welches nur die verstehen/ so es angehet/ oder sonst Wissenschaft um diese Händel tragen.“<sup>264</sup> Möglicherweise war es so oft nicht mehr direkt erkennbar, welche Anspielungen vom Auftraggeber des Spruchs und welche vom Sprecher selbst stammten, der in seinen Improvisationen die Lizenz des Spötters durchaus auszuspielen vermochte – ein Verfahren, das den Improvisationskünstlern seit je eine kritische Wahrnehmung seitens der Obrigkeit verschaffte.<sup>265</sup> Das ist wohl auch der Hintergrund für den handgreiflichen Streit mit einem Nürnberger Juristen, der sich auf der angesprochenen Pfarrershochzeit anbahnte. Dieser fühlte sich durch den abschließenden Schwankspruch Webers in seiner Ehre gekränkt, hegte er doch den Verdacht, Weber habe die witzige Episode auf seinen eigenen Werdegang bezogen und ihn damit lächerlich gemacht. Naheliegenderweise wurde derartige in der eigenen Darstellung Webers so nicht erwähnt, aber es ist doch aus anderen Quellen überliefert, dass die Spruchsprecher ihre Zuhörer zum Gaudium aller durchaus auch persönlich vexierten.<sup>266</sup> Die ebenfalls handgreifliche ‚Rache‘ einiger Verspotteter nach einem Wirtshausbesuch, die Weber mit einer wiederum improvisierten Reaktion in Reimen bedachte (A54), wird in einer solchen Situation ihren Anlass haben.

Mit seinen einstudierten Reimvorträgen und den improvisierten Sprüchen zu verschiedensten Gegenständen rief Weber offensichtlich „eine grosse Ergetzung bey Jungen und Alten“ hervor.<sup>267</sup> Zugleich versuchte er mit seinen Mitteln witzig zu moderieren, wenn im Eifer der Alkoholisierung allzu ausgelassene Späße um sich zu greifen drohten (A55). Diese Stellung als teils genau vorbereiteter, zum Teil improvisierender Vortragskünstler, der bei aller situationsgemäßen Freudigkeit doch die Grenzen der Moral und Ehrbarkeit einhielt und einzuhalten drängte, bedingte eine enge Zusammenarbeit mit dem zuständigen Hochzeitlader und dem Vortänzer, die zugleich die obrigkeitliche Sittenkontrolle wahrzunehmen

---

**264** Wagenseil, *Meistersinger*, 1697, S. 466.

**265** Krünitz, *Encyklopädie* 171, 1839, S. 146–174, insbes. S. 160 f., 164 f., 167 f.

**266** Vgl. bereits das 1557 entstandene Meisterlied „Der hantwerck schantlappen“ von Hans Sachs, in dem der um ein Lobgedicht des Handwerks gebetene Sprecher erst sämtliche Anwesenden verspottet und dann vor ihrer handfesten Rache fluchtartig die Wirtsstube verlässt (Sachs, *Fabeln* VI, 1913, S. 280 f.).

**267** Wagenseil, *Meistersinger*, 1697, S. 466.

hatten. Sie mussten ihm aber auch das Wohlwollen der Gäste erhalten, die im Anschluss an seinen Auftritt einen Obolus in ein kleines silbernes Schälchen gaben, das Weber aufstellte oder herumreichte. Hier legten die Zuhörer nach Belieben einen kleinen Betrag ein.<sup>268</sup> Da der Unterhaltungskünstler oft mehrere Hochzeiten nacheinander abuarbeiten hatte,<sup>269</sup> ließ er sich nur dann zu zeitraubenden Zugaben bewegen, wenn das Tagwerk beendet und das Publikum angenehm und spendabel war.<sup>270</sup> Glaubt man einem bereits 1547 entstandenen Gedicht des Hans Sachs, so liess sich mit derlei Vorträgen in Fest- und Zechgesellschaften durchaus „grosses gelt“ verdienen.<sup>271</sup>

Zu den Einkommensquellen des Spruchsprechers zählten neben den Handwerkertreffen und den privaten Feiern auch Auftritte in den Gaststätten der Stadt. Schon Michael Springenkleee hatte des Abends in den Wirtshäusern die Gäste unterhalten und dabei auf „gut gönner“ spekuliert;<sup>272</sup> des Sonntags war er zudem in den Herbergen der Handwerksgesellen unterwegs, um dort zahlende Zuhörer zu finden. Auch der gut genährte und bekannt trinkfeste Weber scheint ein regelmäßiger Besucher der zahlreichen Nürnberger Wirtschaften gewesen zu sein.<sup>273</sup> Immerhin gehörte das reproduzierende Erzählen in geselligem Rahmen im 16. und 17. Jahrhundert zu den charakteristischen Rezeptionssituationen von Literatur.<sup>274</sup> Hier kam dem Vortragenden nicht nur eine tragfähige Stimme, sondern auch die Fähigkeit zum Extemporieren besonders zugute, hatte er sich doch immer wieder auf neue Zuhörer und wechselnde Bedürfnisse einzustellen. Überhaupt dienten die dörflichen und städtischen Schenken und Wirtshäuser gerade in den klimatisch weniger gesegneten Regionen Europas nicht nur dem Konsum von Getränken und Nahrungsmitteln, sondern waren zugleich Stätten der Kommunikation und Vergnügung, Veranstaltungsort kleinerer theatraler Darbietungen, mit denen sich eine Vielzahl von Unterhaltern ihren Lebensunterhalt verdienten.<sup>275</sup>

Schließlich zählten zum Arbeitsfeld des Spruchsprechers auch die zumindest in Friedenszeiten gar nicht so seltenen öffentlichen Lustbarkeiten und Veranstaltungen, Tänze und Umzüge, die überwiegend von den handwerkerlichen

---

**268** In Springenklees Gedicht ist von Pfennigen die Rede, die die Gäste in sein Schüsselchen werfen würden (HB 25.744 / Kapsel 1312; Abdruck bei Hampe, Spruchsprecher, 1894, S. 30).

**269** HB 25.744 / Kapsel 1312; Abdruck bei Hampe, Spruchsprecher, 1894, S. 30.

**270** A15: 25–29.

**271** Sachs-KG 21, 1892, S. 202: 7 („Schwanck: Der sprecher zu Strasburg mit dem rock“).

**272** HB 25.744 / Kapsel 1312; Abdruck bei Hampe, Spruchsprecher, 1894, S. 30. Einen Schwank über eine derartige Vortragssituation aus Straßburg bietet Pauli, Schimpf und Ernst, 1866, S. 411 f (Nr. 509).

**273** Vgl. A54.

**274** Kleinschmidt, Stadt und Literatur, 1982, S. 88–90.

**275** Burke, Helden, 1981, S. 121 f.